Austr. 3753 Proehle, H.

Aus dem Kaiserstaat.

Aus dem Kaiserstaat.

Aus dem Kaiserstaat.

Schilderungen aus dem Volksleben

in

Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Tyrol und Wien.

Von

Heinrich Pröhle.

Wien.
Verlag von Carl Gerold.
1849.

531. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

An eine Dame in Frankfurt a. M.

Ein von Ihnen, verehrteste Frau Professorin, schon seit einiger Zeit freundlich erwartetes Buch kommt zu Ihnen von der Donau an den Main. Dieselbe Richtung, denselben Weg hat oft die Sehnsucht des Verfassers aus Oestreich genommen, und gern rasteten seine Gedanken an den langen Winterabenden in Frankfurt am Herde des biederen Abgeordneten von Halle. Wenn dann Duncker aus der Paulskirche nach Hause kam, zumal um die Weihnachtszeit, wo man die Lösung der deutschen Kaiserfrage so nahe bevorstehend dachte, dann war es mir wohl, als müsse ich ihm die Taschen nach Scepter und Reichsapfel durchsuchen; die Professoren, so hatte ich oftmals hier spotten hören, trügen diese Dinge zur Christbescherung für das deutsche Volk

in der Tasche. Trotz solchen Gespöttes aber gehen die deutschen Gedanken der Jugend in Oestreich immer wieder auf die Wanderschaft nach Frankfurt und Deutschland. Damit ist freilich die östreichische Frage nicht gelöst. Aber ich mag dieses Buch nicht in die Welt senden, ohne in demselben diese Richtung anzudeuten und den Hut nach Deutschland hinüberzuschwenken.

Bald werde ich selbst wieder da „draußen" sein, und ich mache heute noch einmal einen Gang durch die Straßen der Kaiserstadt. Welch heiteres Genießen deutet hier Alles an! „Maroni, wie in Italien," lesen wir dort, „Grinzinger Heurigen, 48 Kreuzer die Maß," dort an einem niedrigen Hause, und werfen einen dankenden Blick zum heitern blauen Himmel hinauf, daß im schönen Oestreich, wie man es mit Recht nennt, auch der Ärmere sich mit köstlichem Weine das Herz laben kann. „Vetter, schaffen's a Karpfen?" ruft es von allen Seiten, wie wir über den Fischmarkt gehen, wohl hundert nervige Arme greifen in die kühlen Wannen, und bald glänzt die noch frische, funkelnde Fastenspeise überall vor unserm Gesichte zum Zeichen, daß man auch an einem Fasttage hier nicht verhungern wird. — Das ist ein Leben! O, Wien!

Wer jetzt nach Wien käme, und, ohne sich sonderlich um die Stimmung der Menschen zu kümmern, durch die Straßen schritte, der würde vielleicht nur wenig ahnen von dem, was wir in letzter Zeit Großes und Furchtbares erlebten, und was uns niemals aus dem Gedächtnisse verschwinden kann. Noch dauerte innerhalb der Stadt selbst der Belagerungszustand, da wurde ihr derselbe von außen auf's Neue durch die Wasserfluthen erklärt, und man hörte das Volk in Wien klagen: die Donau sei ärger als die Sereschaner, denn diese hätten doch angeklopft, wenn sie ungebeten zu einem Bürger in die Stube gekommen seien. Zuletzt aber kam der Sturm, der Mensch fand im innersten Heiligthum seines Hauses keine Ruhe mehr, die Gebäude schienen lebendig zu werden: das war ein trotziges Oeffnen und Zuschlagen der Thüren, die Dächer wohl gar wurden von unsichtbarer Hand abgehoben, wie in jenem Raimund'schen Stücke, wo plötzlich aus dem Dache eines Hauses und überall Gespenster herausschauten. Das Alles mußte der gemüthliche Wiener erleben! Eine kleine enge Straße, in der die Ziegel auf den Dächern besonders unheimlich klapperten, war aus Vorsicht von der Polizei durch Barrikaden abgesperrt. Sie gehörte dem Sturm!

Wenden wir von diesen Naturerscheinungen den Blick zur Betrachtung jener großartig-merkwürdigen, der Geschichte des Jahres 1848 angehörenden Begebenheiten, deren Ausgang insbesondere der zweite Abschnitt dieses Buches schildert, so kann hier, wo wir das Gebiet menschlicher Selbstbestimmung aufsuchen, sogleich die ganze Kette der Ereignisse, welche sich vom März bis October vor uns ausdehnt, nach einer gewissen Seite hin, zumal dem Fernstehenden, wie ein psychologisches Räthsel erscheinen. Es wäre thöricht, dieses hier so in der Kürze lösen zu wollen.

Indessen Manches erklärt sich schon aus der größeren Frische und Unmittelbarkeit, durch welche Oestreich sich bekanntlich von jeher von dem übrigen Deutschland unterschieden hat. Hier geht Alles gleich in Fleisch und Blut über, und kaum existirt etwas, so greift es auch schon auf's Wirksamste in die Kette der zeitgeschichtlichen Erscheinungen ein. So war es seit dem März namentlich mit der Idee der Volksbewaffnung. In Oestreich weiß man nichts von den Spöttereien auf die Bürgerwehr (hier Nationalgarde genannt), in denen leider der preußische Witz sobald Veranlassung hatte sich zu erschöpfen. Ein so frischer Menschenschlag, wie der hiesige, fand sich auch in das Waffenhandwerk bald hinein. Und

wenn man in Deutschland zu der Zeit, als die Jugend zuerst lebhaft von dem Gedanken an die Einheit des Vaterlandes sich durchdrungen zeigte, nur sah, wie sie in verwickelten Umtrieben sich vergeblich bemühte, das Heft der Gewalt an sich zu reißen, um ihre Pläne durchzuführen, so hat dagegen Oestreich in der Periode seiner Entwicklung, wo es zuerst den schönen Traum von Deutschlands Einheit recht lebhaft träumte, uns in der That das, wenn auch kurze und höchst bedenkliche, doch immerhin für den Zuschauer prächtige Schauspiel einer Studentenherrschaft gegeben.

Auf der andern Seite aber war Alles, was für den Augenblick keine volle Lebenskraft hatte, was (ich bediene mich absichtlich eines sehr weitbauschigen Ausdruckes) nicht zeitgemäß war, hier in Wien auch durchaus nicht im Stande eine Zeitlang ein halbes Dasein zu fristen. Besonders merkwürdig ist mir in dieser Hinsicht immer das Schicksal vorgekommen, das der Versuch hatte, die in Berlin so berühmt gewordenen Constabler, welche trotz alledem und alledem dort zuletzt doch Wurzel gefaßt haben, in anderer Weise auch hier einzuführen. Einige Männer aus den höchsten Ständen unternahmen es im vorigen Sommer, als Constabler das Ansehen des

Gesetzes zu stützen. Einer derselben, ein alter, vornehmer, allgemein geachteter, reicher Herr ging, durchdrungen von seinem erhabenen Beruf, mit zugeknöpftem Oberrock über die Straße. Er traf auch bald auf einen kleinen Straßenkrawall, trat heran, knöpfte den Rock auf, zog ein weißes Stäbchen hervor und legte es einem der Rädelsführer ganz sanft auf die Schulter. Alles staunte über diese englische Keckheit; man nahm den vornehmen Herrn mit dem weißen Stäbchen sogleich fest und war anfangs nur darüber unschlüssig, ob man ihn in's Gefängniß oder in's Irrenhaus bringen solle. Noch schlimmer erging es einem andern Wiener Constabler, einem Grafen von Geburt. Den stattlichen, für Gesetz und Ordnung erglühenden jungen Mann hatte ein Minister sich zu seinem beständigen Begleiter ausgewählt. Bald aber mußte er aus dieser Stellung über Hals und Kopf fliehen, und mit einem jungen Weibe, die im Wochenbette lag, die Stadt verlassen. Als er später in Wien einmal dringende Geschäfte hatte, kannte er zum Glück einen meiner Freunde, der Professor am Musikconservatorium ist; dieser hatte einen Vetter im Sicherheitsausschuß, dieser empfahl ihn einem Mitgliede des Studentencomité's, und der Student bewilligte dem gräflichen Freunde der ge=

setzlichen Ordnungen einen Aufenthalt von vierzehn Tagen . . . Ach, Madame, so war Wien im Jahre 1848! —

Wollen Sie mir nun noch ein Wort über dieses Buch selbst gestatten? Es soll damit Ihrem scharfen und geistvollen Urtheile keineswegs vorgegriffen werden.

Der bescheidene Theil der deutschen Literatur, dem dieses Buch angehört, diejenige Gattung der Reiseliteratur, welche mehr der Unterhaltung als der Belehrung dient, hat, wie mir scheint, in neuerer Zeit in der Form einen nicht unbeträchtlichen Fortschritt gemacht. Ein Mann, der, in Böhmen gewählt, jetzt auch in der Paulskirche sitzt, hat im Verlaufe seiner literarischen Thätigkeit diese Entwickelung am Reinsten dargestellt. Es begleitet den Autor jetzt nicht mehr auf der Wanderschaft jene unbändige, hüpfende Phantasie, welche ihm bald weit voransprang durch die grünen Felder, bald weit hinter ihn zurückeilte; es gilt nur noch die Betrachtung und die schöne Darbietung des Angestaunten und Erlebten. Die Reiseliteratur ist in gewissem Sinne ernster geworden, wenn auch keineswegs blind für die Schönheit und Heiterkeit der Erde. Die Anfänge eines großartigen öffentlichen Lebens

haben hier rasch ihre Wirkungen geäußert. Es gilt nichts mehr die Person des Autors mit ihren antiquirten Späßen. Die Frivolität ist verschwunden. Wo sind sie hin, die commis voyageurs, welche noch noch vor Kurzem bei allen seinen Reisen neben dem Touristen saßen? Er schreitet jetzt dahin durch Gruppen politisch erregter Männer und ist mehr und mehr in den Dienst der Zeitgeschichte eingetreten. Selbst das landschaftliche Element, diese bedeutende Errungenschaft moderner Kunst und Literatur, kann in den neueren Reisewerken keine einseitig vorwiegende Geltung mehr beanspruchen. Sogar auf der stillen Wanderung durch herrliches Gebirge, — mögen die Blätter von den Bäumen rauschend fallen, mögen die Zweige wieder grünen: das Edelste und Höchste und der Betrachtung Würdigste bleibt auch inmitten der freien Natur immer er, unser Bruder, der Mensch!

Unsere Reiseliteratur war in neuerer Zeit vorzugsweise in den Händen der sogenannten Demagogen, denen Verfolgung und Verbannung reichlich Gelegenheit gaben, sich diesen Planeten zu beschauen und vieler Menschen Städte und Gewohnheiten zu sehen. Neuerdings in das Vaterland zurückgekehrt, scheinen sie mehr oder weniger zu den politisch Be-

friedigten zu gehören. Von ihnen vielleicht stammt jener Zug des Ernstes, ja, der Schwermuth, von ihnen auch eine gewisse Mäßigung und eine gewisse Beschränkung auf wenige große Grundideen, welche wir an den politischen Ansichten der meisten neuern Touristen bemerken. In allerneuester Zeit muß auch die Erfahrung, daß aller Orten die gedankenlose Menge, bald mittelbar, bald unmittelbar einer neuen Knechtung des Menschengeschlechtes in die Hände arbeitet, das Herz zur Mäßigung und zum Anschluß an jene Gemeine von Gebildeten stimmen, welche von den Errungenschaften der Neuzeit zu retten sucht, was noch zu retten ist. Was mich betrifft, so werde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie finden, daß ich hinter dem bezeichneten Fortschritte dieser Gattung der Literatur nicht zurückgeblieben bin. Ein Umstand gibt mir den Muth dieß zu hoffen: unwillkürlich nämlich hat sich immer mein Auge dem Volksleben zugewendet, wodurch vielleicht ein Element der Objectivität in diese Skizzen gekommen ist, das an und für sich der Darstellungsweise des Verfassers wohl nur zu sehr mangelt.

Mein erster Aufenthalt in Oestreich umfaßte den Herbst des Jahres 1847. Er war eine stille Wan=

derung durch ansehnliche Länderstrecken des Kaiserstaats, die einen tiefen Eindruck zurückließ. Zum zweiten Male reiste ich, durch zwei von mir hochverehrte Männer dazu veranlaßt, anfangs October vorigen Jahres hieher. Welche Veränderung in einem einzigen Jahre! Welche Thätigkeit, welches Streben bei den Einzelnen wie bei den Nationen! Welches Durcheinanderirren, welches Hülfesuchen! Freund Schmidt, den Sie ja kennen, begegnete mir eines Tages, das Haupt voll Sorgen, als Führer der sächsischen Nationaldeputation aus Siebenbürgen. Mancher aber, mit dem ich in Ungarn vor einem Jahre traulich beim Glase gesessen hatte, baute dort jetzt Schanzen, oder commandirte kleine Festungen und hielt sich tapfer.

Eine Lösung der in Bezug auf Oestreich jetzt schwebenden Fragen wird in diesem Skizzenbuche Niemand suchen. Wer indessen von demselben ein schärferes Urtheil über einzelne Vorfälle erwarten sollte, der wolle bedenken, daß es in einer Buchhandlung am Stephansplatze erscheint . . . Für den aber, der aus diesen harmlosen Schilderungen das Mitgefühl nicht herausläse, das der Verfasser unter dem Wechsel der Ereignisse empfand, hätte ich nicht geschrieben.

Und so überlasse ich Sie, und jeden meiner Leser, den guten Geistern dieses Buches: der weise Schiffer von Gmunden wird zu ihm kommen und sagen, was er denkt und wie er's meint; der Schwabacher wird auftreten und lauschend das Ohr hinhalten; in jenem Waldwinkel des Baierlandes, der zwischen Oberöstreich und Tyrol eingeklemmt ist, wird das bairische Gretchen nicht auf sich warten lassen, und auch die sittsame östreichische Lenore, welche den verlornen Mühlknappen sucht, wird nach Beendigung der Octoberkämpfe nicht ausbleiben.

Wien, am 1. Februar 1849.

I.

Skizzen

aus

Böhmen, Ungarn, Ober- u. Nieder-Oesterreich und Tyrol.

1.

Böhmische Musikanten in der sächsischen Schweiz. Deutsche und österreichische Studenten. Der Wallfahrtsort Mariaschein.

Töplitz, Herbst 1847.

Für den Norddeutschen, der zum ersten Male über Dresden hinauskommt, öffnet sich in dem reizenden Elbthale eine neue Welt. Nicht leicht werde ich des Eindrucks vergessen, den ich aus einem Dorfe vor Pillnitz, wo ich in einem Bauernhause einkehrte, hinwegnahm. Neugierig betrachtete die junge Bauerfrau den fremden Gast, und ein kleiner schöner Knabe, der auf allen Vieren im Hausflur umherkroch, hielt vor ihm still, und sah ihn mit seinen großen Augen lange verwundert an. Der Bauer schnitt die reifsten und schwersten Trauben von den Reben, welche die Fenster seines niedrigen Hauses beschatteten, für mich ab und brachte sie mir zu dem Sessel, den er mir mitten im Hausflur hinge-

rückt hatte. In der Stube drinnen, meinte er, sei es zu dunstig für mich, aber hier sei die Luft kühl und schön: wirklich duftete der heurige Obstsegen aus einem neben mir stehenden Troge, in dem der Großvater frische Aepfel zerstampfte, mir überaus kräftig und lieblich entgegen. „Willst mitgehen mit dem Vetter?“ fragte die Mutter den Buben. Ein ernsthaftes stolzes „Na“ (nein) war die Antwort.

Lenkt man aus diesem fruchtbaren Thale die Schritte nur wenig zu Seite, so befindet man sich bald mitten im Gebirge. Lasse sich Niemand durch den fatalen Namen der „sächsischen Schweiz“ von diesen Bergen abschrecken: sie lohnen den Besuch reichlich. Steht auch hier über einer Mühle im Thale „Concessionirtes Gasthaus zur Erholung für Schweizreisende,“ so sind doch die Wangen der Müllerin, welche dort den frischen Trank beut, wie Milch und Blut, und in dem jungen Tannenwalde, welcher auf einer Tafel die Inschrift trägt „Cultur No. VI“ gedeiht die Waldeinsamkeit so gut als in den thüringischen Wäldern oder im Harz. Die Felsen selbst sind von einem Poeten aus der wirklichen Schweiz in einem Gedichte kritisirt worden; er meinte ihnen seine Anerkennung, selbst im Vergleich mit den Gletschern sei-

ner Heimath nicht versagen zu dürfen, wenn er gleich auf ihren Gipfeln ein „Hämpfel Schnee“ (Handvoll Schnee) schmerzlich vermißte. Und wer nun auch die Fremden vergessen könnte, die „mit Vergnügen und Erbauung,“ wie es im Fremdenbuche auf dem großen Winterberge heißt, hier die Natur betrachten, der könnte sich hier in der That recht wohl fühlen.

Mich aber trieb es nach Böhmen, und Alles mußte mich an dieses märchenhafte Land gemahnen! Böhmische Musikanten spielten überall in der sächsischen Schweiz; auf dem großen Winterberge ein blinder alter Mann, der gewiß mit großer Anstrengung den kurzen Weg von der böhmischen Grenze hierher täglich zurücklegt; auf dem Kuhstall ein Paar Harfenistinnen und auf der Bastei eine ganze Musikbande. Sie zog Abends spät hinab in das nächste Dorf, und war am andern Morgen mit dem Frühesten wieder oben, um der verweltlichten Gesellschaft zunächst die Melodie eines geistlichen Morgenliedes vorzublasen, während die Marqueurs den Kaffee servirten und die Gäste bald zu diesem bald zu jenem schönen Punkte durch einander rannten. Diese Musikanten hatten ihren Platz unter einem Baume genommen, der ihnen Schutz vor Wind und Wetter gewährte und den sie

auch dann nicht verließen, wenn sie in ihrem Spiele eine Pause machten; so standen sie Niemand im Wege und wurden auch vom Wirthe in ihrer stillen Weise während der ganzen schönen Jahreszeit dort gern geduldet, obgleich sie keineswegs von ihm in Sold genommen waren, sondern sich ihren Lohn von den Reisenden in sächsischen Neugroschen erbetteln mußten. — Solche böhmische Musikbanden dringen oft tief hinein bis nach Rußland; in Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen, in Baiern, Preußen und Sachsen sind sie nicht selten. Namentlich auf den Straßen Leipzigs hört man ihre melancholischen Hornklänge fast von jeder der engen Pforten her erschallen, welche die langen, mit Waaren bestellten Höfe mit den Straßen verbinden. Besonders aus dem Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer Kreise gehen die meisten Musikertrupps auf Reisen. „Dort — sagt Elsner — erwacht die Liebe zur Musik schon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf seiner Schalmei bläst, und der Wiederhall ihm die Töne schmeichelnd zurückbringt." Das berühmte Musikconservatorium zu Prag bildet junge Leute, welche sich zum Lehrerfache vorbereiten. Wenn diese dann auf dem Lande angestellt werden, so ist es ihnen leicht,

dort ein Musikchor zu bilden. Nun werden bei jeder Gelegenheit feierliche Ständchen gebracht, zum Namenstage der Grundherrschaft, zu Fastnacht, bei Hochzeiten. Bald ist auch ein Ball im Gange, und da wird bei der künstlich eingeübten Musik der Redowak, der alte böhmische Nationaltanz, nicht vergessen. Ist nun eine Gesellschaft durch den Schulmeister vollständig eingeübt, so erwacht in ihr die Reiselust, oder vielmehr das Verlangen, in der Fremde eine kleine Summe Geldes zu erwerben, um sich später in der Heimath für einige hundert Gulden ein kleines Besitzthum zu kaufen. Es wird ein Direktor für die Reise ernannt, der bei der Theikung des Gewinnes einen unbedeutenden Vorzug hat. Die Kasse wird öfters getheilt, damit Jeder seinen Antheil selbst in Sicherheit bringt. Jeder trägt das Seinige bis zur Heimkehr mit sich herum, höchst selten schickt Jemand seinen Gewinn nach Hause; theils scheut man das Porto, theils fürchtet man die freundschaftlichen Diebe. Obgleich nun von einer solchen Musikbande oft jeder seine hundert Gulden in der Tasche hat, so leben doch Alle höchst einfach; daß einer unterwegs liederlich wird, soll beinahe ohne Beispiel sein. Von solchen Zöglingen der böhmischen Schulmeister mögen aus den

Kreisen Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend einige Hundert im Norden unterwegs sein, welche nicht unbedeutende Summen zurückbringen.*)

Mit einem Jenenser Studenten, den ich auf dem Winterberge getroffen, wanderte ich eines schönen Sonntags über die böhmische Grenze. Uns hatten sich drei Amerikaner, welche in Berlin die Rechte studiren, angeschlossen, d. h. wir sahen sie, die in den Urwäldern an größere Strapazen gewöhnt waren, die schweren Felleisen auf dem Rücken tragend, in Einer Reihe vor uns herschreiten und hier oder dort sich lagern, um uns nachkommen zu lassen.

Zwischen dem Prebischthore und dem Winterberge waren auf dem Boden, über den der Weg führte, noch die Spuren des letzten Waldbrandes sichtbar. Kaum eine halbe Stunde hatten wir diese Brandstätte hinter uns, als ein böhmischer Bettler, der die Medaille aus dem Befreiungskriege trug und hier mitten im Gebirge von Almosen lebt, uns auf unsere Frage erklärte, daß wir die österreichische Grenze bereits überschritten hätten. Sie läuft durch eine tiefe, wilde Schlucht, welche

---

*) Vgl. die Zeitschrift „Moravia“ von 1847.

nur von einem Felsen durchschnitten wird, über den der Weg führt. Jetzt wehte uns denn auch schon die österreichische Fahne entgegen vom Prebischthore, woselbst wir den ersten „Finanzsoldaten“ vorfanden, einen Mann von äußerst martialischem Aussehen, der aber die Grenze wenig zu beachten schien, sondern sich mit einer kleinen Frau, vermuthlich seiner Ehehälfte, bei dem Wirthe gütlich that. Nur Einem der Nordamerikaner, der sein Ränzel ablegte, warf der Grenzjäger einen Blick zu, der zu sagen schien, daß er das Recht habe, seine Sachen zu visitiren und seinen Paß zu prüfen. Wir begegneten noch vielen dieser Finanzsoldaten. Die Büchse nachläßig über die Schultern geworfen, das dampfende Pfeifchen im Munde, gingen sie höflich grüßend an uns vorüber; alle schienen sie den Sonntag zu feiern, und wenn sie auch jetzt bei der Dämmerung in die Wälder schlichen, um den Paschern aufzulauern, so redete uns selbst vor den Grenzzollämtern doch keiner offiziell an; unsere ganze fröhliche Gesellschaft hätte ohne Paß nach Oesterreich hinein gekonnt. So gelangten wir auf einem Pfade, der Anfangs vom Prebischthor über Wurzeln und Baumstämme steil bergab läuft und dann noch eine Stunde weit sich ein schönes Thal entlang zieht, in

die erste größere böhmische Ortschaft. Es ist Hernskretschen; ein gar anmuthiges Dorf, vor dessen stattlichen, großentheils neuen Häusern man mit Vergnügen stehen bleibt, um die landesübliche Bauart zu betrachten. Eine steinerne Treppe führt zu einem steinernen Oberbau, der sich als erstes und einziges Stockwerk über einem gewöhnlichen Blockhause erhebt. Vor dem ersten Stockwerke läuft noch eine Art von hölzerner Halle hin. Die Dächer sind mit Holzschindeln gedeckt. Auch die neuen Häuser sind in Hernskretschen so gebaut, mit Ausnahme eines einzigen am Eingange des Ortes, welches durch ein Hirschgeweihe über der Thüre als die Amtswohnung des Försters bezeichnet wird. Durch dieses Dorf folgten wir dem Laufe eines Flusses, an dem ein schöner Weg hinführt und der dicht vor Hernskretschen sein klares Wasser in die Elbe ergießt. Unweit seiner Mündnng steht ein großes, sehr ansehnliches Wirthshaus, das uns zum Uebernachten empfohlen war. Aber der Anblick des sternhellen Himmels und des prächtigen Stromes verscheuchte den Gedanken schon unter Dach und Fach zu gehen und die Amerikaner, welche nicht weiter nach Böhmen hinein wollten, mietheten einen Schiffer, der sie noch diesen Tag den Strom hinab bis

Schandau fahren sollte, während wir Andern bis Niedergrund, eine Viertelstunde an der Elbe hinauf, zu gehen beschlossen.

Reichlich wurden wir dafür belohnt, daß wir an diesem wohleingerichteten Gasthofe vorbei gegangen waren, wenn gleich der Weg nach Niedergrund beschwerlicher war als wir gedacht. Er zog sich ziemlich schmal zwischen dem Buschwerk am Abhange des hohen Elbufers hin; noch etwas höher hinauf lagen dann und wann einzelne Häuser, vor denen Mädchen und Burschen, unter diesen jedesmal auch wieder einige junge Finanzsoldaten, in der Dämmerung beisammen saßen, mit Scherz, Gesang und herzlichem Lachen den Sonntag beschließend. Auf unsere Frage nach dem rechten Wege anwortete von allen Häusern aus mehrstimmig fröhlicher Zuruf. Obgleich nun aber Alles uns ermahnte, die schmale Mittelstraße nicht zu verlassen, so lockte doch der Strom und eine Wiese, welche zwischen ihm und dem hohen Ufer lag, uns bald tiefer hinab. So befanden wir uns denn plötzlich auf sumpfigem Boden und mußten wieder steil emporklimmen, um den verlassenen Pfad zu finden. Er führte uns endlich gerade in eine Fischerhütte hinein, wo ein Fährmann wohnt, der uns nach Niedergrund

über die Elbe setzen mußte. Es war bereits völlig Nacht geworden, als wir von diesem Hause und abermals von dem steilen Elbufer abwärts, dem Strome zuschritten. Auf einer Stiege von hingelegten Steinen ging der Schiffer voran; bald saßen wir in seinem Kahne, aus dem er nochmals nach seiner Hütte hinaufrief. Alsbald kamen ein Paar Kinder mit einem besseren Ruder herabgesprungen, um es dem Vater zu bringen; nicht lange darauf waren wir in Niedergrund.

Wir hatten nun freilich wohl noch eine Viertelstunde zu gehen bis wir zur Ruhe kamen. Niedergrund, ein großes Dorf, besteht nur aus Einer Reihe von Häusern, welche sich ziemlich weit an der Elbe entlang hinzieht. Zwischen dieser Häuserreihe und der Elbe läuft ein schöner, breiter Fußweg hin. Gleich das erste Haus ist eine Schifferkneipe; sie liegt sehr hoch und mag eine herrliche Aussicht auf die Elbe darbieten, weßhalb ich große Mühe hatte den Jenenser Studenten von dem Gedanken, dort auf einer Streu zu übernachten, abzubringen. Unser Fährmann hatte uns das Casino, welches er „die Casine“ nannte, empfohlen. Wir traten hier in die Wirthsstube; sie war gedrängt voll, jedoch nur von Beamten, welche

rauchten und tranken, und deren eine so große Anzahl hier versammelt war, wie man sie auf einem Dorfe schwerlich erwartet hätte. Der Wirth in der Casine, welcher, wie wir später erfuhren, Niemand während der Nacht beherbergen durfte und es nicht für möglich zu halten schien, daß so viele Beamte für zwei Personen die Augen zudrückten, erklärte jedoch nur Einen von uns aufnehmen zu können und schickte uns, da wir dies nicht annahmen, in den dritten Gasthof, am Ende deß Dorfes. Er war schwer zu finden, da ein paar Mädchen, welche im Mondenscheine lustwandelten und uns dreist eine Strecke weit auf dem breiten Fußwege begleiteten, eine nach der andern in den Häusern an der Seite verschwanden. Endlich fanden wir ihn aber doch neben der Kirche, hinter einer am Wege liegenden Mühle versteckt. Zuletzt verbarg uns noch ein großer Holzstoß, der so lang und breit war, als das Haus selbst, den Eingang, und nachdem wir diesen gefunden, mußten wir noch eine steinerne Treppe hinabsteigen. Lachend meinte der junge Wirth, der in dem alten Hause mit seiner Mutter, einer gar stattlichen bäuerischen Matrone, wirthschaftete: die Menschen kämen doch noch immer zu ihm von der Straße, aber das Wasser werde nicht zu seinem Vetter, dem Müller,

kommen, wenn er mit ihm tauschen wolle. — Hinter dem großen Holzstoße in diesem alten Hause konnte man es sich übrigens recht wohl sein lassen. Durch ein größeres Gastzimmer, welches wir nicht ohne Verwunderung abermals mit Beamten — diesmal mit Förstern und Jägern gefüllt sahen, wurden wir in ein kleines freundliches Hinterstübchen geführt, wo neben dem Sopha ein mächtiger Thonofen, der mit grünem, ebenfalls aus Thon gebildetem Laubwerke verziert war, eine behagliche Wärme ausströmte, wie man sie an einem kühlen Septemberabende schon ertragen mag. Reichliche Speisen, wozu ein junger Hirsch, jenseits der hohen Elbufer im Walde geschossen, ein saftiges Stück Fleisch geliefert hatte, der Wein, den wir wohl schon besser, aber noch nie so billig getrunken; am andern Morgen aber eine Art von frischem Mohnkuchen, welchen wir zum Kaffee erhielten — alles dieß erweckte das lebhafte Gefühl, daß wir ein Land betreten, wo man das kurze Menschenleben zu genießen versteht. Leben und leben lassen: das schien wenigstens in allen Stücken der Grundsatz unseres Wirthes zu sein. In Bezug auf Religion meinte er: es sei immer gut, wenn man die katholischen Gebräuche alle mitmache; übrigens dürfe man die Andersgläubigen

nicht verachten, denn es komme bei dem Glauben Alles auf die Geburt an. „Wäre meine Mutter eine Hussitin, setzte der böhmische Katholik hinzu, so wär' ich halt ein Hussitenkind'"

Diese Worte klangen mir noch in den Ohren als wir nach dem Wallfahrtsorte Mariaschein gelangten. Wer bis hierher als guter Protestant gekommen ist, für den wird es Zeit seine ketzerischen Vorstellungen über Bord zu werfen. An diesem anmuthig gelegenen Orte wird unter Anderm jener Martinitz, den die Prager Rathsherren aus dem Fenster warfen, wofür er in den protestantischen Schulen bis auf diesen Tag zum Gespötte wurde, als ein Heiliger verehrt. Man findet nämlich in der Halle, welche rings das ganze Kirchlein umgibt, eine Reihe von Bildern, die dazu bestimmt sind, das „wunderthatige Gnadenbild von Mariaschein" in gehörigen Respect zu setzen. Mächtige, in rohen Umrissen hingeworfene Gestalten sollen hier auf die Phantasie des Beschauers wirken. Die Welt will einmal Wunder sehen: Hier auf diesen bunten Tafeln sind sie! sagt die katholische Geistlichkeit zum Volke. Da sieht man denn auch den heiligen Martinitz, einen „besonderen Verehrer des heiligen Gnadenbildes", gar andächtig und ehrbar aus

den Fenstern des Prager Rathhauses herabfallen, wobei er seine Rettung natürlich dem Gnadenbilde von Mariaschein verdankt. Ein anderes Bild stellt „viele andächtige Wallfahrer“ dar, wie sie „von Alters her beim hiesigen Mariabrunnen Heilung von mancherlei Gebrechen erfahren.“ Besonders andächtig ist hierbei ein Stelzfuß, der sich bückt, um mit hohler Hand Wasser zu schöpfen. — Auf einem andern Bilde bleibt „die uralte Andacht“ der alten Stadt nicht unbelohnt, „besonders als ein dasiger Bürger anno 1646 aus vielen Gefahren wunderbar gerettet wird.“ Desto schlechter aber ergeht es auf diesen Bildern Denen, die über das Gnadenbild zu spotten wagten. „Die Verschmähung des göttlichen Gnadenbildes wird öfters (also nicht immer!) von Gott gestraft. Ein gottloser Kirchendieb wird unsinnig und andere Verschmäher werden gleichfalls gezüchtiget.“ So steht es dort geschrieben. „Eines gottlosen Spötters blindes Pferd wird sehend, er selbst aber plötzlich blind.“ Wie nun der Rappe, welcher sehend wird, weil er kein Spötter ist, plötzlich den Kopf erhebt und um sich schaut, der Reiter aber nach den Zügeln seines Rosses in der Luft umhertappt, das ist alles sehr schaurig anzusehen. Ein behaglicheres Bild trägt

die Umschrift: „Was für Ehren die hohen Universitäten hiesigem Gnadenbilde gethan haben.“ Professoren in langen Perrücken stehen da mit weisen Kennermienen, welche zu sagen scheinen: so viel als sie jetzt an dem Bilde fänden, hätten sie doch wirklich nicht von ihm erwartet! Wenn aber ein böhmischer Landmann sich selbst durch diese Aufmerksamkeit der „hohen Universitäten“ nicht imponiren lassen wollte, so müßte ihn doch das Cardinalconcilium rühren, welches 1507 von Rom aus Mariaschein mit der Gerechtsame begabte, Ablaß zu ertheilen. Kein Schriftsteller von der „guten Presse“ kann eine größere „Wohlmeinenheit“ an den Tag legen, als die Cardinäle auf diesem Bilde in ihren rothen Hüten und besonders als derjenige, welcher so eben die Hand ausstreckt und mit diesem Gestus wahrscheinlich den Antrag stellt, daß man die Gewissen der guten Leute bei Mariaschein nach Kräften erleichtern möge, während seine Collegen ihn mit derjenigen würdevollen Aufmerksamkeit anhören, die der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen ist.

Die Geschichte des Gnadenbildes selbst wird ebenfalls auf verschiedenen Tafeln dargestellt, welche ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf der ersten

sehen wir eine sumpfige Einöde. In diese „hiesige Wildniß“ wird vor uralten Zeiten das Gnadenbild gebracht und bleibt „durch lange Jahre verborgen.“ Nur ein paar Wasservögel picken idyllisch an dem Baumstamme, der es in sich schließt. Endlich wird „die über Gold schätzbare Bildniß statt eines vermeinten Schatzes von den erfreuten Nachsuchern gefunden.“ Die Andacht und das Entzücken der Leute, welche statt des Schatzes „die über Gold theure Bildniß“ finden, muß man selbst sehen, um einen Begriff davon zu haben.

In der Kapelle war es still und menschenleer. Nur einige alte Frauen traten ein und verschwanden hinter den hohen, eichenen Kirchstühlen. Draußen, unter den grünen Bäumen, standen einige Buden, in welchen man „herzrührende Gebete“, bunte Heiligenbilder und fliegende Blätter, welche meistens wundervolle Begebenheiten aus der neuesten Zeit enthielten, feil hatte. An Legenden ist Böhmen noch immer sehr productiv; es scheint ganz Deutschland damit zu versorgen *.)

---

*) Ein Hausirer ließ i. J. 1847 zu Oschersleben in der Provinz Sachsen (Preußen) 1000 Exemplare drucken von einer »Wahrhaften und aufrichtigen Erzählung einer Begebenheit, so sich im Jahr 1845 den 2. März

Eine halbe Stunde von Mariaschein entfernt liegt die Stadt Graupen am Fuße der Rosenburg und

---

am St. Gregorie-Tage zu Olmütz in Mähren zugetragen, wo ein kleines neugeborenes Kindlein in der Kirche auf dem Taufstein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entsetzen hat zu reden angefangen.« Das Kind gibt sich als einen Engel zu erkennen und predigt unter Anderm von seinem Taufsteine herunter: »Auch wird außer Krieg und Blutvergießen die Welt gezüchtiget werden mit Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen und Wassersnoth, und allerlei anderen Plagen, mit Erdbeben, schweren Hagelwettern, grausamen Stürmen, ansteckenden Seuchen« u. s. w. »Wenn ihr euch aber dann gebessert habt: so wird sich wieder aufthun der Himmel zum Segen, und wird Frieden geben und Fruchtbarkeit an Korn und Wein und allerlei Früchten, und die Welt wird wieder lieblich aussehen, daß die Menschen sich wieder freuen können in Unschuld.« Ueber diesen Schluß entzückt, will »die Gemeinde in Olmütz das Kindlein umarmen und es herzen und küssen.« Aber das Kindlein gibt es nicht zu, sagt »Ade, du schnöde Welt!« und verschwindet. »Ihr mögt nun dies Wunder glauben oder nicht: so dürft ihr doch kein Gespött damit treiben. Denn es gehen so viele Dinge vor auf der Erde, im Meere und unter der Erde, von denen wir uns nichts träumen lassen!« So bemerkt, »Hamlet« parodirend, der Erzähler. Von dieser mährischen Legende waren in drei Wochen in der Magdeburger Börde 1000 Exemplare verkauft!

der Wilhelmshöhe. Der Weg, welcher durch Graupen führt, ist viel breiter als die Straßen alter Städte gewöhnlich sind, und sieht einem brachliegenden Morgen Acker, der sich an einem Hügel emporzieht, nicht unähnlich. Um nach der Rosenburg zu gelangen, bogen wir in ein schmales Seitengäßchen ein und hatten, als wir aus der Stadt waren, kaum noch hundert Schritte bis hinauf. Auf der Rosenburg genießt man bei schäumendem Biere, das in Thonkrügen vorgesetzt wird, die schöne Aussicht. Ich saß mit meinen Reisegefährten, — nachdem die Amerikaner uns verlassen, hatte sich wieder ein Berliner Student zu uns gesellt — in einer Laube. Bald vernahmen wir Gesang, der hell- und volltönend aus kräftigen Jünglingskehlen erscholl. Eine Anzahl junger Leute hatte sich unter einem Apfelbaume gelagert. Sie hatten ein studentisches Aussehen; der Jenenser hielt sie für „Finken", wie man diejenigen nennt, die auf den kleineren norddeutschen Universitäten keiner Verbindung angehören, stimmte mir aber bei, als ich sagte: Es werden österreichische Studenten sein. Sie sangen wunderschön, aber freilich ganz anders, als ich mich aus meiner Studentenzeit gehört zu haben erinnere. Es war ein künstlich eingeübter Gesang, während unser

Studentengesang sich weit mehr dem Volksliede nähert. Zwar hatten sie die Röcke ausgezogen und an dem Apfelbaume aufgehängt; auch bliesen sie gewaltige Dampfwolken aus ihren Pfeifen: aber das schien meinen Reisegefährten eine gemachte Burschikosität zu sein. Inzwischen hatten die Oesterreicher sie als deutsche Commilitonen erkannt. Sie stimmten ihre schönsten Lieder, meist patriotischen Inhaltes, an; sie sangen vierstimmig: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Sie schienen die deutschen Studenten locken zu wollen, wie die Vögel im Walde mit ihrem Gesange sich locken. Diese böhmischen Studenten waren gewiß voll des reinsten und edelsten Gefühls für das deutsche Vaterland, sie sangen immer lauter und begeisterter, aber immer vierstimmig!

Als wir im Gasthofe zu Töplitz angekommen waren und uns zu einem Ausgange durch die Stadt vorbereiteten, schloß der Jenenser seine Botanisirtrommel auf und langte eine Menge kleiner Schmucksachen heraus. Er band ein rothseidenes Halstuch um, und aus seiner Rocktasche, deren Boden ein Loch hatte, guckte — jedoch nicht oben, sondern unten, nach Stutzerart — ein buntes Sacktuch hervor. So machte er Staat für mich und den Berliner mit, als wir durch die

Straßen zogen. Er gehörte übrigens zu der zahlreichen Klasse derjenigen jungen Leute, welchen man zwar — Dank sei es den Fortschritten der Zeit! — im Grunde weder Demagogie noch Deutschthümelei vorwerfen kann, die dennoch aber durch geistige und leibliche Frische ihrer Natur sich noch einigermaßen zu Beidem hinzuneigen scheinen, was man besonders solchen Individuen wohl verzeihen kann, die eini es Bewußtsein darüber haben und daher auch in der Regel eine gewisse Selbstironie damit verbinden. Halb im Ernst, halb im Scherz zeigte sich der Jenenser über die kranken Gesichter in Töplitz verdrießlich; er könne die Badegäste nicht leiden, versicherte er, und ich hielt es für nöthig, ihn in demselben Tone zu ermahnen, nicht etwa Händel mit den kranken Gesichtern anzufangen.

Das Badeleben ist fast zu Ende. Ein paar rauhe Septembertage haben die schöne Welt rasch verscheucht. Meine Gefährten werden mich hier verlassen, und ich muß eine Strecke weit zurück gehen, um das Elbdampfschiff aufzusuchen, das mich nach P r a g führen soll.

2.

Böhmische Scenen.

Prag.

Auf der böhmischen Grenze hatten den aus Sachsen Hereinwandernden der Katholicismus und die österreichischen Wachfeuer empfangen. Die Wachfeuer der Finanzsoldaten sah ich in Arbesau, wo ich zwischen Töplitz und der Elbe einmal übernachtete, bei Nacht von meinem Lager aus an der Grenze brennen. Der Katholicismus aber wurde nun immer frischer und lebendiger. Wenn kurz hinter Dresden ein Kind mit dem verstümmelten Gruße „'n Christ" an mir vorbei gehuscht war, so grüßten, als wir kaum an einem hellen Morgen aus dem Wirthshause zu Niedergrund in's Feld hinaus getreten waren, eine ganze Reihe österreichischer Schulkinder, ihre Bücher und Tafeln unter dem Arme haltend, schon von Weitem laut und vernehmlich wie aus Einem Munde mit

hellen Glockenstimmen: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Man sah es wohl, daß sie in der Schule darauf eingeübt waren, wie ein wanderndes Glockenspiel. — Auf dem Schreckensteine hörte ich zum ersten Male böhmisch reden.

Diese bei Außig an den hohen Elbufern liegende Burgruine besuchte ich noch, bevor ich das Elbdampfschiff bestieg. Als ich hinaufkam hatte die Wirthin draußen im Freien eben in aller Ruhe ihr kleines Kind völlig entkleidet, um ihm eine mütterliche Züchtigung zu ertheilen. Da sie mich kommen sah, trug sie es, den kleinen Hintern fast dicht an meiner Nase vorbeischwenkend, auf der flachen Hand, auf der es wie auf einem Präsentirteller lag, so daß die kleinen Beinchen hinten nieder hingen, in die Hütte, wo sie das Kleine, das selbst während der drohenden Gefahr seine freundliche Miene beibehalten hatte, einer derbknochigen Magd übergab, welche sich später, als sie mit dem angekleideten Kinde wieder heraustrat, mit dem hinzu kommenden Jägerburschen, ihrem Liebhaber, böhmisch unterhielt. Beide mochten tiefer aus Böhmen her sein.

Vor einem am Fuße des Schreckensteines liegenden Dorfe begegnete mir ein wohlgekleideter Bauern-

knabe, der die Hände in den Taschen hatte, während ein großer, fetter Hammel frei neben ihm herschritt. Der Knabe aber, welchem man das stattliche Thier ohne Leitseil übergeben hatte, schrie aus Leibeskräften vor Furcht, daß es ihm davon laufen könnte. Der Hammel ging indessen ganz gravitätisch neben ihm her.

„Hei is böhminsch“ (er ist böhmisch), sagte ein Knabe von sich selbst, als ich ihn, vom Schreckenstein herunterkommend, am rechten Elbufer etwas fragte, das er nicht verstand. In der Fähre, welche er mit bestieg, drückte er sich in eine Ecke, schien den Schiffern behülflich sein zu wollen, machte aber Alles verkehrt und lachte dann für sich so daß er ihnen ganz verdächtig vorkommen mochte. „Hei is Böhmake“, sagte der eine Schiffer zum andern. Kaum aber hatte der Kahn das Land berührt, als der Knabe bereits an's Ufer gesprungen war. Wie sein Lachen und Handiren den deutschen Fährleuten verdächtig vorgekommen war, so mochte es auch ihm in unserer Gesellschaft unheimlich geworden sein. Er stand noch einen Augenblick grinsend in einiger Entfernung und verschwand dann im Weidengebüsche, der Hütte seiner Eltern zueilend.

Außig liegt am linken Elbufer, und hier landen die Dampfschiffe, deren eines ich hier bestieg. Es war die „Bohemia", das beliebteste unter den Elbdampfschiffen, das stets die meisten Passagiere hat.

Ein fröhliches Leben das, auf der alten Bohemia! Hier auf der Elbe zwischen Dresden und Prag begegnet man bereits einem mehr heitern, südlicheren Menschenschlage. Hier beginnt der Mensch schon sich zu schmücken, indem er den Hut mit einer Feder ziert oder auf ähnliche Weise. Das Kochen und Braten hörte auf der Bohemia niemals auf. Doch auch einen Proletarier sah ich auf dem Verdecke, der vor Freude und Appetit hoch auflachte, als er für sich und seinen Sohn ein großes Laib Brod anschnitt, das er aus einem Tuche hervorholte. Musikanten waren an Bord, und sie bliesen jede böhmische Stadt an, an der wir vorbeifuhren. Bei solcher Musik mußten vor Leitmeritz auf einem hingelegten Brete drei ältliche Nonnen in das Schiff marschiren, — ein paar jüngere, welche sie begleitet hatten bis zu der fröhlichen Bohemia, blickten uns mit ihren ernsten feinen Gesichtern noch lange nach, und gingen dann Arm in Arm langsam zur Stadt zurück.

Das Schiff aber näherte bei einbrechender Nacht

sich immer mehr Libussa's Zauberkreise. Bald waren die Passagiere vom Verdecke verschwunden, und jetzt begann im hellen Mondenscheine eine Scene, welche nicht leicht aus meinem Gedächtnisse verschwinden wird. Auf dem Vordertheile des Schiffes, um das Gepäck, sammelte sich das Schiffsvolk und obgleich alle diese Leute am Tage mit den Passagieren nur deutsch geredet hatten, so wurde doch von jetzt an auf dem Verdecke nur czechisch gesprochen, und bald sah ich eine so nationale, echt böhmische Volksscene vor mir, daß ich mich mehrmals insgeheim umsah, denn es war mir, als müsse der Geist des alten Böhmenkönigs Wenzel mit den Scharfrichter und dem Hunde auch herzugeschlichen sein, um zu lauschen.

Die Matrosen hatten um eine der Kisten auf dem Verdecke einen Kreis geschlossen, und als ich näher trat, sah ich auf derselben ein riesiges altes Weib sitzen, dem Alle auf das Gespannteste zuhörten, während sie wie eine Rasende gesticulirte, und, mit dem Untertheile des Körpers immer unbeweglich festsitzend, den Oberkörper bald vorwärts, bald zur Seite neigte, dann einen jungen Schiffer, den sie neben ihr zu sitzen genöthigt hatte, an's Herz drückte, wobei aber ihre langen Arme weit über ihn hinausreichten und

während der Umarmung fort gesticulirten, bis sie ihn, der in der That der Abgott der alten Frau zu sein schien, gewaltsam von sich stießen. Zuweilen erregte bei ihren Reden wohl einmal eine gemeine Aeußerung ein Gelächter, im Ganzen aber wurden ihre Vorträge und Erzählungen von Niemand unterbrochen. Nach Art der Zigeunerinnen, redete sie bald den Einen, bald den Andern besonders an, selbst den Capitän, der von seinem hohen Platze herniedergestiegen war und sich dicht an ihre Seite gestellt hatte, indem er kein Auge von ihr verwandte. Sehr ernst wies er einen Matrosen zur Ordnung, der sie hinterrücks mit einer Gerte schlug. Die Bewegungen und das Pathos, welche das colossale Weib, das am Tage als Obsthändlerin auf der Bohemia dient, unter diesen Umgebungen, auf dem böhmischen Strome zeigte, erinnerten an jene gespenstischen Weiber, welche Walter Scott in seinen schottischen Romanen auftreten läßt und die er mit der Geschichte seines Vaterlandes in so romantische Verbindung zu setzen weiß.

Als mich später noch einmal der Mondschein auf das Verdeck lockte, waren die Matrosen verschwunden, und nur die Alte lag mit ihren colossalen Gliedern eingeschlafen auf der Kiste.

3.

Ein nationales Cassastück der böhmischen Gauner.

Selbst in das Treiben der Gauner mischen sich hier sehr reichlich nationale Beziehungen, und die Prager Gauner namentlich haben förmliche nationale Schauspiele, welche den Fremden, der geprellt werden soll, und der natürlich selbst in ihnen mitspielen muß, so lange er keinen Verdacht schöpft, in hohem Grade anziehen müssen. Diese Gauner haben ihren Geschäftsreisenden auf den Dampfschiffen zwischen Dresden und Prag, welcher dort die Bekanntschaft der Fremden zu machen hat. Einen oder den andern derselben trifft er am andern Tage gewiß auf dem Markt oder auf den Straßen von Prag wieder, und er wird nicht müde werden ihn herumzuführen. Hierbei findet sich dann schon Gelegenheit, ihm eine Falle zu legen. Eins der hübschesten Stücke, das bei solchen Gelegenheiten von den Gaunern gespielt wird, ist folgendes.

Der Reisende der Prager Gauner hat sich schon auf dem Elbdampfschiffe als einen höchst ehrbaren Mann gezeigt, er sitzt dort dicht neben dem mitfahrenden Polizeibeamten und nennt sich etwa den Seidenhändler Bartholdi aus Wien. Sein Paß ist natürlich vortrefflich. Vom Hradschin aus führt er den Fremden am andern Tage in Prag in eine nicht eben weit von der Stadt entfernte Restauration. Nachdem er sich hier mit ihm an einen langen Tisch gesetzt hat, sitzt bald beiden gegenüber am Fenster ein kleiner, dicker Mensch im grünen Rocke, der durch eigenthümliche Sprache und Manieren die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er erhält kein Glas, sondern der Wirth (der natürlich im Einverständniß ist) setzt eine Thonkanne, wie man sie nur in Böhmen findet, ohne Griff, mit einem großen Deckel versehen, und mit in Thon gebildeten Weintrauben und Hopfenranken vor ihn hin, welche er zum Trinken jedesmal an den Mund führt. Sein ganzes Wesen muß den Fremden in hohem Grade interessiren. Sein Deutsch ist kaum zu verstehen, und er wirft zuweilen Böhmisch dazwischen. Er gibt sich als einen czechischen Soldaten, der in Theresienstadt im Quartier liegt, von wo er mit seinem Hauptmanne, der ihn in einer Art von Civilkleidung

als Bedienten mitgenommen hat, auf Einen Tag nach Prag gekommen. Er erzählt, in einem Wirthshause, wo sie unterwegs übernachtet, habe ein vornehmer Russe seinen Reisegefährten durch ein Kartenstück Wein abgewonnen. Der Wirth, ein Czeche, habe von der Kunst des Russen verächtlich gesprochen, weil er seine Kunstgriffe durchschaut. Aufgefordert aber, mit ihm zu spielen, habe auch er eine Anzahl von Weinflaschen an ihn verspielt. „Der dumme Böhme!" *) bemerkte hier der Wiener, der überhaupt den Slaven schon mehrfach seine Verachtung hat merken lassen. „Nit dummer Böhme!" entgegnet dieser mit fast winselnder Stimme. Er fügt hinzu, der Böhme habe vorher beim Zuschauen jedes Mal die gewinnende Karte gewußt. Ihm selbst aber thue es leid, daß er wegen der Gegenwart seines Herrn nicht auch habe sein Glück mit dem Russen versuchen können. Indessen habe der böhmische Wirth, nachdem er verloren, die Karten fluchend unter den Tisch geworfen. Da habe er denn, fährt er nach einer kleinen Pause leise und listig fort, indem er seinen Stuhl etwas näher rückt, später sie aufgesucht und werde nun mit dem Kunst-

*) Czeche.

stücke, das er dem Russen abgelauscht, seinen Kameraden in der Kaserne Schnaps abgewinnen. Nun bittet er um die Erlaubniß, sich einen Augenblick mit an den Tisch setzen zu dürfen, um dem Wiener das Kunststück zu zeigen. Dieser setzt nach einiger Zeit brummend, doch unaufgefordert, einen Zwanziger, wobei dem Soldaten, der natürlich nichts hat, verächtlich der Gegensatz erlassen wird. Der Seidenhändler verliert den Zwanziger und verspielt nachgerade eine nicht unbedeutende Summe Geldes, während der Fremde in der Regel weiß, wo die gewinnende Karte ist.

Der Glanzpunkt der ganzen Scene ist nun eben dieser, wo der Soldat aus der Kaserne plötzlich zu dem vielen Gelde gekommen ist. Er weiß, daß er Glück im Spiele hat, denn er hat erst kürzlich Geld in der Lotterie gewonnen; „wie gewonnen, so zerronnen" scheint sein Wahlspruch, und wenn der fremde Herr sich entschließt, eine gleiche Summe wie die eben gewonnene dagegen zu setzen, um auf diese Weise dem Wiener, dem das Geld zur Rückreise fehlt, wieder zu seinem Gelde zu verhelfen, so ist er gutmüthig genug, Alles einzusetzen, was er gewonnen. Durchschaut der Fremde die Gauner jetzt noch nicht, so wird sei ne

Hartherzigkeit schwerlich vor den Bitten des Seidenhändlers Stich halten: denn er hat ja bisher stets gesehen, wo die gewinnende Karte war und seine anfängliche Weigerung kommt ihm selbst ganz unmenschlich vor. Hat er nun aber die verlangte Summe auf den Tisch gelegt, so fängt der böhmische Soldat mit bezaubernder Liebenswürdigkeit an, seine drei Karten durch einander zu bewegen, nachdem er zuvor die Bedingung gestellt hat, welche allein schon für die vollkommene Durchdachtheit seiner Rolle bis ins kleinste Detail zeugen konnte, daß man sein Bier für ihn bezahlt, im Falle er Alles wieder verlieren sollte. Zwei rothe und eine schwarze Karte bewegt er mit beiden Händen in der Luft sehr sauber durch einander, anfangs nur langsam, dann immer schneller, so daß der Zuschauer, wenn die Karten der Reihe nach auf den Tisch gedeckt werden, scheinbar nicht mehr wissen soll, wo die gewinnende schwarze Karte liegt. Dennoch ist dafür gesorgt, daß er sie in der That nicht aus den Augen verliert, damit er nicht etwa vor der Zeit zurücktritt. Bei dem Bewegen der Karten spricht der Theresienstädter eine Formel, von der auf jede Veränderung in der Lage der Karten ein paar Worte kommen. Er will sie dem Russen abgelernt haben,

modifizirt sie aber nicht ungeschickt, sobald er mit dem Fremden spielt, den er überhaupt seines Edelmuthes wegen vor dem Seidenfabrikanten auszeichnet. Z. B. „Ich hab' es leicht gewonnen — So mag es auch wieder verloren gehn — Die schwarze Karte gewinnt — (Eine rothe Karte vorzeigend:) hier ist die schwarze Karte — Richten Sie sich nicht nach meinen Worten — Ich hab' es leicht gewonnen" u. s. w. u. s. w. Es versteht sich übrigens von selbst, daß nachher im entscheidenden Augenblicke durch Taschenspielerkünste die schwarze Karte von dem Platze verschwunden ist, wo der Fremde sie zu suchen berechtigt war. Rasch und listig ergreift der böhmische Soldat sein Geld und eilt zur Thüre hinaus, jedoch, um der Schönheit und Wahrheit seines Spiels das Siegel der Vollendung aufzudrücken, nicht ohne wie ein gehetztes Wild, das im Sprunge vor der Quelle steht, seinen Thonkrug vollends geleert und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, nicht ohne den Wiener, boshaft genug, jetzt an seinen Ausruf, „dummer Böhme!" erinnert zu haben. „Nit dummer Böhme! nit dummer Böhme!" wiederholt er selbstgefällig, die Thürklinke in der Hand haltend. Der czechische Wirth zwischen Prag und Theresienstadt ist durch den

Soldaten aus der Kaserne also glänzend gerächt.

Wie dieser aus der Thüre in's Freie springt, treten aus dem Nebenzimmer zwei ächte Prager Bürger hervor, welche dort jedesmal ganz ruhig ihr „Backhahnerl" verzehrt haben, durch den Lärmen, den der Wiener bei dem letzten Verluste macht, herbeigelockt werden, und sehr indignirt sind, daß man auf österreichischem Grund und Boden gewagt hat, Hazard zu spielen. Es koste neunhundert Gulden, sagen sie, und führen sehr verdächtige, naive Reden vom Denunciantendrittel. Der Reisende kann nichts thun, als das ihm noch übrige Geld zu benutzen, um sie für sich günstig zu stimmen, wozu ihm der Seidenfabrikant mit seinem letzten Zwanziger ein gutes Beispiel gibt. Jedenfalls aber werden sie sich später beruhigen, sobald der Soldat sich wieder aus dem Staube gemacht hat. Ihr Geschäft ist es nun noch, mit guter Manier den Wiener von dem Fremden zu trennen und diesem den Rath zu geben, sobald als möglich abzureisen, sich bis zu seiner Abreise auf dem Zimmer zu halten und sich Niemand anzuvertrauen, besonders nicht den Lohnbedienten, welche sämmtlich mit der Polizei in Verbindung ständen.

Das eben geschilderte Nationalschauspiel soll ein Cassastück der Prager Gauner sein. Man hat mir einen Oberlandesgerichtsassessor genannt, der von Naumburg über Wien nach Italien reisen wollte, und in Prag umkehren mußte, weil er hier sein ganzes Geld für die Aufführung desselben hingab.

4.

Prager Erinnerungen. Eine schöne Rathhausuhr.

Neben den nationalen Elementen machen sich auch die eigentlichen historischen Erinnerungen in Prag überall geltend. Ja, bald kündigt sich dem Auge des Reisenden hier durch das Schild vor der Thüre ein Stubenmaler Ziska an, bald schaut dort ein Procop mit seinem jungen Weibe zum Fenster heraus. Auf dem Hradschin gab der Vergleich der neuen und der alten Ständekammer viel zu denken. Beide sind kaum größer als ein Familienzimmer. In dem einen wird das Auge geblendet von der Pracht der mit rothem Sammet ausgeschlagenen Lehnstühle, in dem andern sieht man nichts als weiße Wände und einige Eichenschemel, von denen einst die Männer sich erhoben, welche die kaiserlichen Räthe aus dem Fenster warfen.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten in Prag fesselte mich am Meisten das Altstädter Rathhaus mit seiner kunstvollen, majestätischen Uhr, bei deren Anblicke ich fast zum ersten Male Gelegenheit hatte, mich der herrlichen Gewohnheit der südlicheren Städte zu erfreuen, das Einfachste und Unentbehrlichste, wie eine Uhr, einen Brunnen schön und reich auszustatten, und dadurch selbst das Bedürfniß zu schmücken und zu verherrlichen.

5.

Zwei brennende böhmische Dörfer. Der Zigeuner winkt nach Ungarn hinein.

Wien.

Eine Nachtfahrt in Böhmen und Mähren auf der Eisenbahn zwischen Prag und Wien hat etwas Eigenes. Schon die Wagen auf der ersten Hälfte der Bahn sind eigenthümlich gebaut. Man steigt von hinten ein *) und sie werden in der Mitte von einem breiten Gange durchschnitten, an dessen beiden Seiten eine Reihe zellenartiger, hoher, enger Sitze hinläuft, deren jeder kaum für zwei Personen Platz hat und die den norddeutschen Kirchstühlen gleichen Auf dem breiten Gange gehen fast beständig während der Fahrt zu den verschiedensten Zwecken kaiserliche Beamte hin und her. Die Reisenden vertheilen sich in der Regel so, daß während der Nachtfahrt jeder.

*) Sie sind i. J. 1848 wohl etwas anders geworden.

allein in einer eignen Zelle, wie in einem großen Neste, verschwindet.

In der Abenddämmerung fuhren wir an zwei brennenden böhmischen Dörfern vorbei, welche kaum eine Stunde weit aus einander an der linken Seite der Bahn lagen; ein unschuldiger blutjunger katholischer Geistlicher aus Olmütz, der zum erstenmale auf der Eisenbahn fuhr, gerieth bei dem Anblicke ganz außer sich über die Bosheit der niedern Volksklasse, welche in Böhmen und Mähren durch Brandstiften schreckliche Verwüstungen anrichten soll.

Ein lieblicheres Bild zeigte sich mir am andern Morgen in der Gegend, wo die Nordbahn, einige Stationen vor Wien, der ungarischen Grenze nahe kommt. Ein noch junger und kräftiger Zigeuner, der mit seinem Weibe und vielen Kindern im Begriffe schien nach Ungarn hinein zu wandern, stand gleich seiner Familie im Felde und betrachtete den vorbeifahrenden Zug; mit der Linken hielt er einen Esel am Zaume, der mit seinen Habseligkeiten belastet war; mit der Rechten winkte er den Vorüberfahrenden und deutete nach den ungarischen Haiden.

In dieser Gegend wurden plötzlich die Rosse, welche man auf den Fahrwegen und Feldern neben

der Eisenbahn hintrieb, kleiner und flinker, die Stiere breitstirniger, schwerer, gewaltiger als bisher. Auch ein anderer Menschenschlag war es, der in den weiten Leinenhosen, die der Wind hin und her wehte, und in den mit wollenen Schnüren verzierten Hüten ihnen nachschritt. Die Gesichter wurden voller, schöner, heiterer; die Trachten leichter und flitterhafter. Der Fremde, der aus den norddeutschen Tannenwäldern kommt, fühlt sich hier zuerst lebhaft dem schönen Süden so nahe, und wie wenn im Frühlinge die Sonne das Eis schmilzt, so scheint sich hier vor seinen Augen Alles in leichtere, hellere, durchsichtigere und natürlichere Formen aufzulösen. — Auch an Musik fehlt es hier nicht, und so oft der Dampfwagen auf den letzten Stationen vor Wien anhält, wird er sicherlich von einer ärmlichen Menschenhorde mit Blasinstrumenten begrüßt, welche ihm noch lange nachspielt, wenn Jemand ein Paar Kreuzer hinauswirft, was aber auch oft unterbleibt, so daß die armen Teufel das leere Nachsehen haben.

6.

Das Volk im Prater. Wiener Augenweide.

Wien, die Kaiserstadt, bildet in Wahrheit auch den Mittelpunkt des österreichischen Volkslebens. Welche andere deutsche Stadt hätte einen so großartigen Tummelplatz für dasselbe aufzuweisen wie die Wiesen und Wälder, die man hier den Prater nennt, mit ihren ungeheuern Heerden von Rehen? Freilich ist der Prater im Grunde nur zur Belustigung des Wieners da welcher das wilde, schöne Volksleben in den österreichischen Provinzen hier nur zu gern verspotten siebt. So wurde, als ich ihn besuchte, durch die Vorstellungen in Schreiers Affentheater nicht nur die ungarische Post, welche allerdings ihre schwache Seite haben mag, sondern auch der schöne steyerische Nationaltanz verhöhnt. Das ungarische Postwesen wurde gewissermaßen symbolisch dargestellt, denn es

komen dabei nur Pferde und Affen, welche einen gewaltigen Lärm machten, aber kein Wagen auf das Theater. Ein schwarzes Rößlein, dessen außerordentliche Kleinheit andeuten sollte, daß es ein ungarisches sei das übrigens noch viel kleiner war, als die ungarisch n Pferde, wurde in den Circus gelassen, in den die Bühne verwandelt war, und begann alsbald mit seinem Affen, der als ungarischer Postillon gekleidet war, tüchtig herumzutraben. Bald aber kommt ein Vorspannpferd, auf dem abermals ein Postillon reitet, und so fort, bis eine lange Reihe zusammengeschirrter Pferde im Gänsemarsche mit ihren Affen über die Bühne jagt. Je länger der Zug wird, um so wilder hört man hinter den Coulissen die Peitschen knallen, und um so größer wird die Schn lligkeit der Pferde. Es entsteht eine grenzenlose Verwirrung, auf welche es eben abgesehen ist; die Pferde wollen endlich die Barrièren des Circus durchbrechen, diese sind darauf vorbereitet und fallen über die Affen her. Die Pferde stürzen und während sie sich wieder aufraffen, fällt unter donnerndem Peitschenknallen der Vorhang.

Widerwärtiger ist der steyerische Nationaltanz. Ein Affenpaar, das sich wunderbarer Weise ein ge-

wisses freies, naives Wesen angeeignet hat, betritt in der Volkstracht der steyerischen Alpen die Bühne und hüpft mit gleichen Füßen bei dem zauberischen Klange wirklicher steyermärkischer Melodien umher. Wie unangenehm indessen dergleichen den Fremden berührt, so mag doch die Kaiserstadt immerhin die Nationalitäten aus den Provinzen verspotten, da es sie selbst als ihre eignen Elemente in sich trägt. Und wenn auch die Steyermärker nicht, wie einst Sokrates vor Aristophanes, als Zuschauer vor den Affen sitzen, so gehen sie doch draußen unter den Eichen des Praters umher und schneiden den Wienern von großen fetten Käsen ab, welche sie an über die Schultern gehenden Riemen auf einem Brete tragen, während andere Hausirer (wenn man sie in diesen Waldungen so nennen kann!) Brod oder Wurst feil bieten und die Kellner unter den Bäumen herumrennen, um die Fremden zum Niedersitzen auf den Bänken zu nöthigen, damit sie ihnen Bier und Wein bringen können.

Wenn das Affentheater, welches ich auf seinen Wanderungen vor Jahren schon anderswo gesehen hatte, das aber nirgends als im Wiener Prater Bedeutung haben kann, — wenn das Affentheater dem

Wiener noch schmeichelt und sich mit seinem Humor an seine Nachbaren in den steyermärkischen Alpen und auf den ungarischen Haiden hält, so geht ihm dafür das Volkstheater, welches freilich draußen im Freien kein Eintrittsgeld von ihm verlangen kann, desto kräftiger zu Leibe. Gewöhnlich geriethen in den Darstellungen zwei Personen mit einander in Wortstreit, bei welcher Gelegenheit dann allerlei kleine Schwächen der Gesellschaft an den Tag kamen. Das Komische lag nun hauptsächlich darin, daß von den beiden Spielern, von denen sichtlich in moralischer Hinsicht keiner höher stand als der andere, immer plötzlich Einer den Hofmeister des Andern machte und nöthigenfalls durch Prügel, welche dieser auch ganz ruhig hinnahm, für die Gerechtigkeit im Stücke sorgte. Zwei Personen zanken sich um ein Mädchen. „Meine Therese!“ ruft der Eine aus. „Schon g'freit?“ fragt der Andere plötzlich ernsthaft. „Noch nicht, aber bald!“ Er muß mit Schimpf und Schande abtreten, während sein Gegner, der auf den Einfall kam, dem Stücke zum Schlusse so unerwartet die moralische Wendung zu geben, triumphirt.

Als unerbittlicher Feind der Bureaukratie und der Polizei ist das Volkstheater bekannt. So kam in

einem der Stücke zu einem wunderlich ausstaffirten Bezirkscommissarius ein Schusterbub' mit einer Bestellung von seinem Meister. Auf die bei der Polizei hergebrachten Fragen, welche jeder Verhandlung vorangehen, gab er gar seltsame Antworten, z. B., daß sein Meister in der Straße Hinundwieder wohne: denn man gehe darin hin und wieder; der Bezirkscommissarius fuhr auf, lachte das Publikum an, schüttelte mit dem Kopfe, setzte sich aber doch hin und schrieb das Wort in ein großes Buch. Bei dem Namen des Meisters fuhr er wieder auf, setzte sich jedoch abermals, um ihn aufzuschreiben, und eben so bei dem Stande des Meisters. Dasselbe Erstaunen, denselben Unwillen, dasselbe Kopfschütteln improvisirte er auch, als ihm von dem Baume, unter dem man spielte, eine Eichel auf den Kopf fiel; auch bei dieser Gelegenheit fuhr er auf und setzte sich dann wieder ruhig vor sein großes Buch. So spielen die Bäume mit am Wiener Volkstheater. Sehr oft hatte der Viertelscommissarius den Schusterbuben mit der gesetzlichen Strafe bedroht, weil er ihm den nöthigen Respect versage; am Schlusse des Stückes aber gab er bereitwillig einer höheren Nothwendigkeit nach, welche

verlangte, daß er durch den Schusterbuben von der Bühne geprügelt wurde.

Als Gegenstück zum Prater wurde Schönbrunn besucht. Wie dort zur Freude, so stimmt hier Alles, Natur und Menschen, zur Melancholie. „Ich bin hier selbst fremd", antwortete mir eine Schildwache im Schloßhofe auf eine Frage. Vielleicht ein Italiener! dachte ich und suchte mir allein den Eingang durch eine Halle des Schlosses in den ungeheuern Garten.

Ich bin kein Freund von künstlich zugestutzten Hecken; aber der ganze beschnittene Wald mit seinem gelben Laubwerk verfehlte hier seines Eindruckes auf mich nicht, als ich auf dem langen Spazierwege, welcher leicht noch einmal so breit sein mag, als eine gewöhnliche Heerstraße, in ihm dahinschritt. Auf diesem Wege und durch einige kleinere Seitengänge folgte ich den Söhnen des Erzherzog Karl in einiger Entfernung zu einem Zwinger, wo ausländische wilde und zahme Thiere verwahrt werden.

In den Straßen Wiens umher zu wandern, ist ein großer Genuß, den selbst die Kaufleute durch geschmackvolle Schaustellung herrlicher Stoffe erhöhen. Die Tuchhandlungen z. B., weit entfernt von Allem was sie auf dem Lager haben, Proben ausstellen zu

wollen, hängen meistens nur Ein prächtiges Stück Tuch auf, welches in schönen Falten an dem hohen Schaufenster hinabfällt, über einen ganzen freien Platz hinwegglänzt und schon von Weitem die Käufer anlocken kann. Und dazu nennen sich diese Tuchhandlungen nach öffentlichen Personen des österreichischen Staatslebens, deren äußere Erscheinung als eine besonders glänzende gedacht werden kann, wie „Zum Primas von Ungarn"; oder sie nennen sich geradezu „Zum schönen Mädchen von —" u. s. w.

In den Stephansdom trat ich öfter, wenn ich von meinen Wanderungen durch die Stadt ermüdet war, und setzte mich unter die stillen Beter. Mochte ich nun aber zu viel an der Decke des Tempels oder an den Säulen umhergaffen, anstatt die Augen demüthig im Gebete niederzuschlagen: genug, es fand sich immer, daß der Kirchendiener da gerade die Bank abfegen mußte, wo ich eben saß; rückte ich dann weiter, so mußte er auch da fegen, während den Betenden ihre Plätze nätürlich nicht streitig gemacht wurden. Und dies ist das einzige Mal gewesen, wo ich bisher in Oesterreich auf Bigotterie gestoßen bin.

7.

Umschau in Preßburg.

Preßburg.

In wenigen Stunden gelangte ich von Wien hieher. Als wir in die Nähe der ersten ungarischen Stadt kamen, stieß ein Boot von dem Dampfschiffe dahin ab, während dieses selbst mitten auf der Donau langsam fortschwamm. Das Boot kehrte zurück und die Matrosen brachten in einem Tuche Trauben auf das Verdeck, welche auf dem Boden ausgebreitet und mit großem Behagen von dem im Kreise herumstehenden Schiffsvolke verzehrt wurden. Sie waren größer, schöner und goldgelber, als ich je zuvor Trauben gesehen. Ich stand nicht weit von dieser malerischen Gruppe mit einem nicht ungebildeten jungen Menschen aus Neukirch im Königreiche Sachsen, mit dem ich eben die Donauufer betrachtete, welche bis Preßburg

zur Rechten steil und felsig, zur Linken eben und mit Fichten bewachsen sind. Der junge Mensch wollte zu einem Vetter im südlichen Rußland, der dort eine Handlung von deutschen Trompeten und Geigen errichtet hat und große Lieferungen an russische Regimenter besorgt. Der junge Sachse, welcher das deutsche Vaterland vollkommen heiter zu verlassen schien, soll bald das Geschäft des Vetters übernehmen. Möge es ihm gut ergehen bei deutschen Waldhörnern im südlichen Rußland!

Vor Preßburg verließ ich das Dampfschiff und ging in die Stadt. Mit der magyarischen Abstammung der schnurrbärtigen Kellner, welche im Gasthofe „zu den drei grünen Bäumen" mit affektirter südlicher Lebhaftigkeit um mich herum sprangen, mochte es wohl nicht zum Besten bestellt sein, und über dem langgewichsten Schnurrbarte des Barbiers, welcher mit einem gewissen ungarischen Nationalstolze schweigend und etwas grob sein Amt verrichtete, leuchteten ein paar ächt deutsche blaue Augen mir entgegen. Als ich mich indessen zu einem Spaziergange durch die Stadt anschickte, begegnete ich zuerst einem ältlichen vornehmen Herrn, an dem die stolze, aufrechte Haltung und der schwerfällige Gang, so wie das schöne breite Voll-

mondsgesicht den Magyaren verriethen. Mit ächt magyarischer Aussprache und Höflichkeit fragte er: „Von wo beliebt (gesprochen: belliebt) zu sein?“ und nachdem er so, ein freier Ungar, mit dieser Frage meine Heimath und Geburt in mein Belieben gestellt, wies er mich mit einer bogenförmigen Handbewegung, in der eine gewisse Grazie und unendlich viel Wohlwollen lag, zurecht.

Wer Preßburg zuerst in der Gegend der Nonnenbahn beträte, wo auch das evangelische Lyceum sich befindet, würde nicht ahnen, welch eigenthümliches Leben sich in dem untern Stadttheile entfaltet. Dort hohe Häuser und enge, krumme, bergan gehende Gassen, welche einigermaßen an deutsches Mittelalter erinnern; hier, näher an der Donau, auf dem Markte Feigen, herrliche Trauben und große grüne Wassermelonen aufgeschichtet, die Häuser klein und meist einstockig, die Straßen breit, nomadisch, zum Durchtreiben großer Heerden wie geschaffen. An manchen Stellen sieht man vor den Bauerwägelchen die kleinen ungarischen Pferde, deren hier bei Tage stets unzählige durch einander halten, stehen und grasen. Ueberall starren auch dem Vorübergehenden die gewaltigen Hörner der prächtigen Zugochsen entgegen,

welche zu beiden Seiten der breiten Stirne sich in einem ziemlich regelmäßigen stumpfen Winkel ausdehnen. Unter diesem Vieh sieht man die slovakischen Landleute in ihren malerischen Trachten umhergehen, deren stattlichstes Stück die Decke von grober weißer Wolle ist, welche sie als Mantel tragen; dazu die breitkrempigen Hüte, deren Durchmesser nicht viel geringer ist, als der Umfang der Hörner, die den Kopf ihrer Stiere schmücken.

Grüne Büschel, die von manchen Häusern aus an langen Stangen bis in die Mitte der breiten Straßen hinein reichen, und zwar oft so niedrig, daß man fürchtet, die Reiter möchten sich daran stoßen, bezeichnen diesen Landleuten ihre Wirthshäuser. In ein solches Haus trat ich, setzte mich mitten unter die Gäste und ließ mir eine Speise bringen, die für sie bereit gehalten wurde. Es war gekochtes Hühnerfleisch in einer dicken grauen Brühe, wie es schien ein Leibgericht der Bauern. Jeder von ihnen hatte seine „Halbe“ Wein vor sich stehen; eine Harfe und eine Geige musicirten. — Mitten unter den Männern saß eine ältliche Frau; ihre Züge waren gewiß einst schön gewesen, und es lag etwas darin von der Weisheit der Zigeunermütter. Doch blieb ihre Abstammung

ungewiß, denn wenn gleich mein Nachbar sagte, sie stamme aus Egyptenland, so hatte sie doch in ihrem ganzen Wesen zu viel Milde, Haltung und Sitte, um ohne Weiteres für eine Zigeunerin gelten zu können. Ein eigenthümliches Geschick schien aus ihr unter dem wilden Völkergemisch Ungarns auch etwas Eigenes gebildet zu haben. So übte sie auch auf die Männer (es waren zufällig meist ältere zugegen) einen eigenthümlichen Reiz. Einem Fünfziger besonders schien in ihrer Nähe sehr wohl zu Muthe zu werden. Alle rückten um sie her; sie schien die Huldigung der Männer, auf denen ihr kluges Auge ruhte, nicht ungern zu sehen, benahm sich aber mit Anstand und Bescheidenheit; sie schlug es nicht aus, wenn man ihr zutrank, aber sie nippte kaum von dem Wein. Sie allein unterhielt den Kreis, wobei sie, so viel die Musik mich hören ließ, aus einer Sprache in die andere übersprang. Endlich stimmte sie ein Lied an. Alle lauschten gespannt, aber Niemand stimmte mit ein. Die Musikanten, gewöhnliche Preßburger, hörten auf zu spielen, als sie begann; dann versuchte die Harfe wiederholt einzufallen, aber es gelang nicht. Die Melodie mußte auch ihnen sehr fremd vorkommen, wie mir. Die Worte seien deutsch, bemerkte mein

Nachbar; doch verstand ich wegen der sonderbaren Betonung nicht eine Sylbe. Kurz nachdem das Lied geendet war, stand die Frau auf, bezahlte den Wirth und ging allein zur Thür hinaus, wie es schien, um gleich den andern auf's Land zurückzukehren.

Um die Mittagsstunde brachen die meisten Landleute auf und ich sah einigen von ihnen, unter dem grünen Büschel vor dem Wirthshause stehend, noch lange nach, wie sie von ihren schwerfälligen Stieren, die sie ganz sich selbst überließen und nicht einmal an einer Leine hielten, auf dem breiten Wege unglaublich langsam dem Thore zugeführt wurden. Der Weg, der sich immer in gerader Linie fortzog, schien sich gegen das Ende der Stadt zu, mehr aber noch vor der Stadt selbst immer noch zu erweitern. Dieser Anblick beschäftigte meine Phantasie auf das Lebhafteste, und ich sah im Geiste die Straßen wie Ströme, welche von allen Seiten Regenbäche in sich aufnehmen, wachsen, bis sie endlich im Innern von Ungarn, wie bekannt, oft meilenbreit werden, oder sich ganz in den Heiden verlieren.

Je mehr der Tag sich neigte, um so mehr verschwand das Landvolk, und als der Vollmond auf-

ging, kam es mir vor, als bescheine er eine so deutsche Stadt, wie ich sie jemals an den heimatlichen Ufern der Saale und Elbe gesehen. Es waren nur vereinzelte Erscheinungen, die noch an Ungarn erinnerten. So ritt gegen Sonnenuntergang, als zahlreiche Spaziergänger über die Donaubrücke nach der sogenannten Aue zogen, langsam ein junger Mensch auf einem ungarischen Rößlein zwischen ihnen durch in die Stadt; seine ganze Kleidung bestand in dem ungarischen Hemde, dessen Faltenreichthum bewies, daß er keineswegs der Hefe des Volks angehörte, und aus den weiten leinenen Hosen. Da diese ohne Stege sind und auch dem Sattel die Steigbügel fehlten, so saß der Bursche so frei und leicht zu Pferde, wie es einem Reitervolke geziemt, das sich die Pferde, wenn es ihrer bedarf, frisch auffängt von der Heide, wo sie nur ungefähr gezählt umherirren, und das der edeln Natur seiner Rosse Jahrhunderte hindurch wenigstens die größere Hälfte ihrer Wildheit mit Freuden gegönnt hat. — Später begegneten mir noch, aus kurzen ungarischen Pfeifen schmauchend, drei Bauern zu Fuße, welche an den Reiterstiefeln mit Sporen als ächte ungarische Edelleute kenntlich waren. Sie kamen von der Donau, wo sie vermuthlich auf einem Kahn oder Segel-

schiffe Kukuruz und andere Landesprodukte stromaufwärts geführt hatten.

Die Wirksamkeit der Polizei ist, wie überall in Ungarn, so auch hier, sehr beschränkt. Etwa um dieselbe Zeit, wo in Wien ein Mensch erschossen wurde, der an einem Wachposten vorbei rauchte, wurde auch in Preßburg das Rauchen in der Nähe der Schildwachen verboten. Nun ruft hier ein Posten den vorübergehenden Raucher, der ihm die Dampfwolke gerade in's Gesicht bläst, deutsch an; der zuckt die Achseln, versteht nicht deutsch, und geht vorüber. Der nächste Posten ruft einen Raucher ungarisch an; er schüttelt den Kopf, versteht kein Ungarisch, und geht vorüber. Dort gebietet nun gar ein Slovak einem Vorübergehenden, die Pfeife aus dem Mund zu nehmen; er sieht ihn mitleidig an, versteht nicht slovakisch, und setzt ruhig seinen Weg fort. So war in wenigen Tagen die polizeiliche Neuerung, welche wahrscheinlich von der ungarischen Hofkanzlei in Wien veranlaßt war, durch die Opposition der Raucher weggeblasen wie Spreu vor dem Winde.

Um eine Adresse zu erfragen, begab ich mich auf's Rathhaus, wo man mir sehr höflich sagte, es sei hier nicht Sitte, eine Liste über die Einwohner zu führen.

Dennoch liegen auf den Zimmern in den Gasthöfen sogenannte Meldezettel, Jelentési czédula, umher; wenn es ihm beliebt, mag der Reisende sie unterschreiben, aber Niemand erinnert ihn daran, wenn er es unterläßt, und der beschriebene Meldezettel wandert etwa in die Küche, niemals auf die Polizei. In Pesth bekommt man diese österreichischen Meldezettel bereits gar nicht mehr zu Gesicht. — Die Preßburger Post ist eben so großartig angelegt und in eben so viele Fächer getheilt als die Wiener; doch geht es in den einzelnen Abtheilungen ziemlich ungarisch und patriarchalisch zu.

8.

Der Vollmond über dem Weinberge der Matrone. Die Capuziner. Der Calvarienberg. Ungarische Christusköpfe. Eine Sage von Maria Theresia.

Am folgenden Tage bezog ich das gastliche Haus des deutschen Professors S. — denn so, wie es in Holtei's „vierzig Jahren" heißt, möge es auch hier heißen. Die Mutter der Professorin S. bewirthschaftet in der Vorstadt einsam mit ihren „Hauern" einen Weinberg. Hauer heißen hier die Winzerknechte, der Kern der arbeitenden Volksklassen von Preßburg, ein kräftiger deutscher Menschenschlag in der Fremde, der viel Aehnlichkeit mit dem der Sachsen in Siebenbürgen zu haben scheint. — Auf den Gipfel des steilen Weinbergs kam die hochbetagte Frau ihrem Enkel und mir nach, und brachte Feigen, die sie zwischen ihren Reben geerntet hatte. Als wir die Stufen zusammen herabstiegen, ging gerade vor uns über der

Donau wieder der Vollmond auf und beleuchtete die Gegend. Bei diesem Anblick begann die Matrone ihr Leben zu preisen, das unter diesem milden Himmel still und ländlich verflossen war. Freilich mag das Menschenleben hier schön sein, besonders zur Weinlesezeit, wenn oben auf den Bergen helle Feuer durch die Nacht lodern und unten der junge Ungarwein von der Kelter rieselt — Unter dem Thore des stattlichen Gehöftes lag ein grünes Reisigbündel, welches jeder Weinbergbesitzer auszustecken das Recht hat. Wo es ausgesteckt wird über einem Winzerhause, versammelt sich alsbald eine Schaar von „Hauern“ und ärmeren Bürgersleuten, welche sich für wenige Kreuzer reichlich mit Weine laben, und man sieht sie alsbald unter dem Thorwege oder auf dem Hausflur manche bunte Volksscene improvisiren, denn ein Zimmer ihnen einzuräumen ist nicht Sitte. Nach einigen Stunden gehen sie aus einander und das Reisigbündel wird wieder bei Seite gelegt.

Kaum eine Viertelstunde von diesem Weinberge entfernt in den Schluchten zerstreut, welche die wellenförmigen Abhänge der Karpathen nach den Heiden zu bilden, liegen die „Batzenhäus'l“, drei niedrige, mit Stroh gedeckte Bauernhütten, deren Besitzer einige

Erfrischungen feil halten für die Deutschen, welche sich an diesem wildromantischen Orte bei frischem Gerstensafte, besonders an schönen Mondscheinabenden, gern zu einem Tabakskollegium vereinen, um von der Heimat jenseits der Karpathen zu plaudern, und für die Mönche, die an heitern Nachmittagen hier ihr Wesen treiben. Junge schlanke Kapuziner sieht man hier in ihren langen braunen Kutten, zum Theil das Auge mit Brillen bewaffnet, Kegel schieben, während die feisten älteren Herren mit den Wirthen in den engen niedrigen Stuben sitzen und Karten spielen.

Auch der Calvarienberg ist hier in der Nähe. Wie überall von den Calvarienbergen aus hat man auch von diesem die schönste Aussicht nach allen Seiten hin. Hier wie an andern Wallfahrtsorten hat der Ungar unter Glas und Rahmen einfach seinen Christuskopf aufgestellt, den er mit rührender Kunstverachtung einfach auf ein Blatt Papier malt und der einem gutmüthigen Magnaten gar nicht unähnlich sieht. Unter der Hand des ungarischen Malers verwandelt sich die Liebe auf dem Gesichte des Erlösers in jene behagliche Bonhommie, von der man freilich kaum mehr und kaum weniger sagen kann, als daß sie keinem Menschen etwas zu Leide thut. Dieses

Wohlwollen betet der Ungar zu seiner Beruhigung in dem wilden Lande als die Gesichtszüge seines Erlösers an, seit er nicht mehr die leuchtende Sonne, die über den Heiden brennt, als seinen Gott verehrt. Unter dem Christuskopfe in der kleinen Kapelle auf dem Gipfel des Calvarienberges stehen die rührenden Worte: „Der Maler und sein Vorgänger bitten um einen (sic) Vater unser und Ave Maria.“ Ergreifender sind freilich noch die mit Bleifeder gekritzelten Worte: „Ein armer Soldat bittet um ein Vater unser für seine Seele“, die sich in einer der einsamen Waldkapellen finden, welche vom Calvarienberge aus zu einer Wallfahrt etwas tiefer in's Gebirge einladen.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt liegt der Schloßberg. Noch von der Erzherzogin Christine wurde das Schloß bewohnt und eine liebliche Sage verherrlicht das schöne Verhältniß, in dem diese zu ihrer Schwester, der Kaiserin Maria Theresia, stand. Beide sollen fortwährend durch eine Brieftaube korrespondirt haben, und darum sieht man noch jetzt auf dem Fenstersimse vor dem Zimmer der Erzherzogin oft eine weiße Taube sitzen. — Zu ihr auf's Schloß war oft die Großmutter des Professors S., eine wohlhabende Bürgersfrau, gekommen, um aus ihrem La-

den in der Stadt Spitzen feil zu bieten. Dann pflegten die Frauen, da sie verschiedener Confession waren, sich, besonders wenn die Kaiserin zugegen war, mit ihren Geistlichen zu necken. Maria Theresia und Christine warfen der evangelischen Bürgersfrau vor, ihr Luther sei einmal irgendwo eine Wurst schuldig geblieben (beiläufig gesagt, einer der populärsten Gründe, welche das Volk in Ungarn und Oesterreich gegen den Protestantismus hat), und daß die protestantische Spitzenhändlerin es nicht an spitzen Reden über die Mönche fehlen ließ, läßt sich denken.

9.

Die Slovaken.

Um den Lehnstuhl der Frau Professorin, von welcher Holtei zahlreiche Briefe mittheilt, die ein liebliches Bild geben von dem Stillleben einer deutschen Familie im fremden Lande, versammelt sich abendlich eine ausgewählte Gesellschaft. Man sieht hier die erblindete Erzieherin mehrerer Mitglieder der kaiserlichen Familie an der Hand der edlen Gräfin H. erscheinen, während sich zu dem Gatten und dem Sohne, zwei begabten Dichtern, ein eifriger Politiker gesellt, den das Volk den „Kaiserdoktor" nennt.

Auch der Slave Stur *) gesellt sich nicht selten

*) Stur hatte in neuerer Zeit an der Begründung der für Oesterreich überaus wichtigen »Slovanska lipa« (slavische Linde) bedeutenden Antheil. Der Name derselben ist von ihm.

zu diesem deutschen Cirkel: eine hohe jugendliche Gestalt, welche in ihrem ganzen Wesen ein schönes ideales Pathos ausspricht. Stur steht an der Spitze der nationalen Bestrebungen der Slovaken, ja er hat, in noch jugendlichem Alter aus Deutschland zurückkehrend, diese Bestrebungen selbst erst geschaffen, indem er die Sprache der Slaven in Ungarn, welche bis dahin böhmisch schrieben, plötzlich zur Schriftsprache erhob. Gern schloß sich die Jugend ihm an, wie sehr auch — den Panslavisten Collár an der Spitze *) — das

*) Collár in Pesth, welcher Stur zur Erlangung seiner Concession behilflich gewesen war, schrieb ganze Bände gegen das frevelhafte Unternehmen, das Czechische, in dem er selbst alle seine Schriften verfaßt hatte, durch diese rauhe Gebirgssprache zu verdrängen. Collár hat bekanntlich den Panslavismus erfunden, in den er sogar das Russenthum zu verweben wußte. Schon Huß, sagte er, als später einer meiner Bekannten in Pesth mich zu ihm führte, habe eine czechische Bibelübersetzung begonnen, und er beklagte sich bitter, daß das Volk ihm jetzt seine Kanzel (er ist Prediger) mit slovakischen Schimpfworten beschmiere. Die Sprache der Slaven in Ungarn, welche selbst wieder in verschiedene Dialekte zerfällt, von denen Stur natürlich nur Einen zur Schriftsprache erheben konnte, verhält sich seiner Meinung nach überhaupt nur zu dem Böhmischen, wie etwa das Plattdeutsche zum Hochdeutschen. Abgesehen nun aber davon, daß unser Plattdeutsch zuweilen eine Kraft und einen Wohlklang

Alter protestirte. „Eheu! miser ego pater! lingua barbarica scribis!“ so schrieb ein alter slovakischer

enthält, von dem das Hochdeutsche keine Ahnung hat, weshalb es mir keineswegs unbedingt verwerflich erscheinen würde, wenn man sich in Schriften für das Volk zuweilen desselben bedienen wollte, hinkt dieser Vergleich ohne Zweifel deswegen, weil das Böhmische und das Slovakische nicht in Einem Lande neben einander gesprochen werden. Denn die Gebildeten unter den Slaven Ungarns sprechen, von den Sturianern abgesehen, mehr deutsch und lateinisch als czechisch. Ja man behauptet, daß dieses in Ungarn nirgends eigentlich rein gesprochen wird: die katholische Geistlichkeit predigt geradezu slovakisch, und die reformirten Prediger bedienen sich meist eines Gemisches von Böhmischem und Slovakischem. Dazu kommt, daß von den in czechischer Sprache erscheinenden Schriften selbst ungarischer Schriftsteller durchschnittlich nur zehn bis fünfzig Exemplare in Ungarn abgesetzt werden, von den slovakischen aber, welche freilich meistens auch durch den billigen Preis für das Volk berechnet sind, neun Hundert bis drei Tausend. Uebrigens erfuhr ich, daß Collár selbst sich in einer italienischen Reisebeschreibung früher dahin ausgesprochen, daß das Slovakische dem Böhmischen vorzuziehen sei, und daß er selbst eine slovakische Predigt habe drucken lassen, was aber damals keinen Anklang fand, vermuthlich weil es nur ein sprachliches Experiment war und mit consequentern Bestrebungen für die slovakische Nationalität, welche sich erst später geltend machten, nicht in Zusammenhange stand. — Im Uebrigen bin ich natürlich nicht im Stande,

Pfarrer aus den Karpathen seinem Sohne zurück, als dieser zum ersten Male einen slovakischen Brief nach Hause sandte. Sturs Wohnung in Preßburg wurde gleichsam der Mittelpunkt aller slovakischen Kultur. Als ich ihn eines Tages besuchte, lag im Vorzimmer eine Anzahl schwerer Tornister: sie waren von Studenten, welche nach Vollendung ihrer Studien aus Deutschland zurück erwartet wurden, an die Expedition der von Stur herausgegebenen slovakischen Nationalzeitung (slovensky novini) adressirt. Daß die slovakische Schriftstellerei noch keinen großen Gewinn abwirft, läßt sich denken; die jungen Slaven meist Kandidaten, welche bei der Stur'schen Zeitung beschäftigt sind, führen ein wahres Ascetenleben, fleißig, sparsam und häuslich. Ein gewaltiger Sack mit ungarischem Tabak, der für Alle im Redaktionszimmer steht, umschließt alle ihre Luxusbedürfnisse. Für den schweren Anfang der Zeitung und somit der slovaki-

---

ein Urtheil über die Erhebung dieses Karpathendialektes zur Schriftsprache auszusprechen. Doch ist es bemerkenswerth, daß selbst Böhmen, welche in Ungarn leben, sich nicht der Collár'schen, sondern der Stur'schen Richtung angeschlossen haben. So der Lehrer Kadávi in Pesth, ein sehr populärer Schriftsteller.

schen Literatur überhaupt war Sturs Schwester aus den Karpathen gekommen, um für das ganze Mitarbeiterpersonal hauszuhalten und zu kochen. — Jetzt hat man in der That bereits eine kleine slovakische Literatur. Ein orthodoxer Pfarrer *) gab kürzlich seine Stelle auf, um slovakischer Literat zu werden; junge Leute sparen, um sich das von ihm herausgegebene Taschenbuch Mitra zu kaufen. Auch an Polemik fehlt es nicht, wobei vorläufig Persönlichkeiten nicht ausbleiben können, die man jedoch wegen ihrer Frische und Naivität der jungen Literatur wohl verzeiht. Hier ein Beispiel. Ein alter und ein junger Geistlicher, beide aus den Karpathen, streiten sich in einer theologischen Angelegenheit; nun wirft der alte dem jungen seine Jugend vor: er habe vor Kurzem noch das Ränzel getragen, d. h. studirt; der junge, nicht faul diesen Vorwurf zurückzugeben, antwortet, der Alte trage das Ränzel sein Leben lang: — er hat nämlich einen Buckel.

Durch das Feuilleton der Nationalzeitung hat Stur seinem Publikum auch bereits eine kleine Schaar

*) Hurban. 1848 und 1849 führte er bekanntlich ein slovakisches Freicorps gegen die Magyaren.

von Novellisten und Lyrikern vorgeführt. „Dieser ist unser wahrer Balladendichter!“ sagte er lachend, als ich mich nach dem Verfasser eines Gedichtes in der jüngsten Nummer seines Blattes erkundigte. Er läuft Nachts in den Karpathen umher, zündet dort große Feuer an, und wenn dann, aufgescheucht, die Raben in dichten Schaaren ihn umkreisen, läuft er entsetzt davon, weil er an Gespenster glaubt, was freilich von dem ersten Balladendichter einer jungen Literatur, in einem Lande, wo noch eine so glückliche Unmittelbarkeit vorherrscht wie in Ungarn, nicht mehr als billig ist.

Diese slovakischen Dichter knüpfen vielfach an die Sagen ihres Landes an mit ihren Erzählungen, und ihre Gedichte nähern sich im Tone und in der Haltung den Volksliedern ihres Stammes. Ueberall, sowohl in den ältern als in den neuern Liedern lauert eine tiefe Schwermuth hinter dem heitersten Genießen des Augenblicks, überall klagendes Liebesgeflüster, überall leichtes Kosen und Spielen, selbst mit dem Tode. Gib Gott, daß ich nicht sterbe, bevor ich meine Schulden gezahlt: der Wirthin eine Halbe Wein und dem Liebchen einen Kuß, betet der Bursche im Volksliede. Oder er klagt: meine Jugend schwindet wie

der Stein, den ich in die Donau werfe: ein schönes prächtiges tief melancholisches Bild. Aber bald ist er wieder bereit, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen: denn ein Mädchen steht am Brunnen und tränkt einen Schwan; sag', Mädchen, gefall' ich Dir? fragt er, hinzutretend. — Präcision, Lieblichkeit der Bilder und Keckheit der Situationen, welche den ältern Volksgesängen eigenthümlich sind, erstreben auch die lebenden Dichter, welche freilich auch nur an das slovakische Volkslied anknüpfen können, ohne den Boden fremder Literaturen zu betreten.

Nicht minder zart als die Volkslieder sind auch die Sagen und Gebräuche der Slaven in Ungarn und den angrenzenden Ländern. Dalmatische Hirten, wenn sie im Herbste die Wälder mit ihrem Vieh verlassen, halten plötzlich ihre Schafheerden an, denn sie meinen so das Klagen der Bäume über ihr Scheiden zu hören, eine Sitte, mit der sich an Tiefe des Naturgefühls wohl nur jene westphälische messen kann, derzufolge die Bauern eines gewissen Dorfes sich jeden Todesfall der Reihe nach ansagen, bis der letzte in den Wald geht und ihn einer Eiche ansagt. *)

---

*) Ueber die Schönheit der slavischen Sagen und Volkslieder im Allgemeinen noch mehr zu reden, wäre

ganz überflüssig. Wir machen aber auf die Großartigkeit eines im Preßburger »Donauhafen« übersetzten »Hochzeitlieds beim Ceolotanze« aufmerksam, welches wir zu den tiefsinnigsten Offenbarungen des Volksgeistes rechnen, die wir kennen. Hier prahlt der Held: kein schöneres Weib sei auf der Welt als seins, selbst nicht die weiße Wila im Hain, der weibliche Waldgeist der Slaven, könne sich ihr vergleichen. Da kommt die weiße Wila aus dem Walde auf den Hof des Prahlenden und fordert ihn auf, sein gepriesenes Weib heraus zu führen und ihr gegenüber zu stellen. Nun aber feiert das echt Menschliche einen großartigen Triumph über die, wenn auch noch so reizende Waldursprünglichkeit, denn die Wila sieht nun selbst die Wahrheit der Behauptung des Helden ein und spricht:

Leicht hast du's, Held, zu rühmen dich,
Daß deine Gattin schöner ist
Als ich, des Waldes Wila bin!
Sie hat die Mutter geboren,
Hüllt' sie in seidene Windeln ein,
Säugte sie süß mit Muttermilch.
Mich hat der Wald geboren,
Hüllte in grünes Laub mich ein.

So führt die Wila den Vergleich noch eine Zeit lang fort, dann kehrt die Besiegte in ihren Wald zurück.

10.

Die Magyaren und die Zigeuner.

Die Slovaken haben unter sich keine Aristokratie und sie mögen Ursache haben, die ungarische zu scheuen, welche trotz ihres Liberalismus doch noch gar zu viel natürliche Wildheit hat. Eine wie hohe Meinung der Magyare auch von seiner Freiheit hat, so weiß er sie doch noch nicht immer von Gesetzlosigkeit zu unterscheiden. „Ich nehme mir die edle Freiheit, Sie um zwei Thaler zu bitten", soll ein Jäger in der Nähe von Preßburg zu einem Fremden gesagt haben, indem er ihm seine Büchse vorhielt. Unter den magyarischen Edelleuten aber gibt es solche, welche sich vor den Gästen in den Wirthshäusern der Grausamkeiten rühmen, die sie zu Hause gegen ihre Bauern ausgeübt. Einer von ihnen rühmte sich, daß er

Alles niederschieße, was er auf seiner Wildbahn finde, Menschen wie Thiere. Ein Anderer, der im Wagen an seinem Vogelherde vorbei kam, wo eben die Bauern Vögel auslösten, band seine Pferde hinter den Wagen und spannte die Bauern vor die Kutsche, setzte sich dann mit den gefangenen Vögeln, die er auf den Schooß nahm, hinein und peitschte die Bauern einen steilen Berg hinauf bis vor seine Wohnung.

Auch gibt es hier sogenannte Unglücksfamilien, auf denen ein schwerer Fluch zu ruhen und in denen Mord und Todschlag erblich zu sein scheint. — Der Vater droht der Mutter, sie zu erschießen, wenn sie ihm keinen Sohn gebiert. Sie bringt einen Sohn zur Welt, und dieser erschießt in reiferem Alter den Vater. Ein Enkel jenes Ersten empfing kürzlich in ungarischem Nationalcostüm sein Urtheil vor Gericht wegen eines andern Verbrechens und schwur, ehe er in Ketten zum Gefängnisse zurückgeführt wurde, den Gesetzen furchtbare Rache. Schon früher hatte er seinen Jäger statt des Hundes in einen Sumpf gehetzt, um eine geschossene wilde Ente herauszuholen, und nach ihm geschossen, um ihn zum Untertauchen zu nöthigen. Auch hatte er einst dem Reize, einen Schieferdecker, der an seinem Dache hing,

aus der Luft zu schießen, nicht widerstehen können. Woher nun all dieß Unheil? Einer der Vorfahren dieses Hauses, der über eine große Heide fuhr und einen bettelnden Zigeuner mit der Peitsche in's Gesicht schlug, ist von diesem verflucht worden: — so erklärt das Volk. — Von manchen feinen jungen Leuten, welche in den ersten Gesellschaften eine Rolle spielen, ist es allbekannt, daß ihre Großväter auf längere Zeit verschwunden waren, um ihre zerrütteten Familienverhältnisse als Räuber zu verbessern; ja ein Unbekannter auf dem Dampfschiffe wollte sogar wissen, daß der berühmte ungarische Räuberhauptmann Sobry als einer der Großen des Landes und als Mann von politischer Bedeutung, auf seinen Gütern lebe. Selbst diejenigen von diesen Großen, deren eigenes Leben vollkommen rein und fleckenlos dasteht, lassen sich in ihren Handlungen selten durch Recht und Gesetz, sondern in der Regel nur durch die Großartigkeit ihres schönen Nationalcharakters leiten, und verletzen durch ihre Großmuth und durch das ihnen angeborene Wohlwollen nicht selten Gesetze, Recht und öffentliche Sicherheit. Liebenswürdig ist die Bonhommie des katholischen Vicegespans, welcher einen lutherischen Studenten, den er als fahrenden Schüler

kennen lernte, zu seinem Schullehrer machen wollte. „Hat unser Feldhüter so lange unsere katholischen Kinder unterrichtet,“ rief er aus, „warum sollte es nicht auch ein lutherischer Student können?“

Eine wildromantische Schöpfungszugabe zu der magyarischen Nationalität sind die ungarischen Zigeuner. Die Magyaren selbst haben keine nationale Musik. Die Zigeuner dagegen, ein Wandervolk ohne eigene historische Erinnerungen (sie selbst kennen kaum den Namen eines oder des andern von ihren Vorfahren), das seit Jahrhunderten unter fremden Völkern in tiefem Frieden vom Wahrsagen und von kleinen Diebstählen lebt, die sich nicht zur gerichtlichen Verfolgung eignen — sie haben sich in Ungarn so in das Wesen der Magyaren hineingelebt, daß sie jene feurige Musik schaffen konnten, welche in ihren Melodien dasselbe so wunderbar tief wiederspiegelt, wie dieß in der Racoziweise der Fall ist. Der Strich des geigenden Zigeuners hat etwas ganz Eigenes und läßt sich mit nichts vergleichen. In neuester Zeit haben deutsche Spekulanten auf den ungarischen Heiden ein Orchester von Zigeunern zusammen gelesen, mit dem sie selbst in Paris großes Aufsehen erregten. Die Zigeuner, welche ihnen folgten, sehen dann gar stattlich aus, klei-

den sich höchst sorgfältig und modisch, wenn auch etwas bunt, glänzen mit goldenen Uhren und Ringen, gefallen besonders den Damen ungemein, bleiben aber Vagabunden wie auf ihren Puszten bei Ketskemet und Debrecin. Sobald sie sich einiges Vermögen erworben haben, emancipiren sie sich von dem deutschen Musikdirektor, wissen aber dann ihre Truppe nicht mehr zusammen zu halten, zerstreuen sich allmählich, fallen einzeln in den großen Städten der Polizei in die Hände und gehen traurig unter. — Nur Einer, der im Auslande mit einem angenommenen Namen als Virtuose geglänzt hatte, kehrte mit dem Ersparten nach Ungarn zurück, kaufte sich dort in einer Heide einen Bauernhof und lebte still und ordentlich. Zufällig war er eines Tages verreist, als der Edelmann, dem das Dorf gehörte, in welchem sein Bauernhof lag, nach ihm schickte. Weil er nun erst am andern Tag erschien, so ließ der Edelmann ihn prügeln, und hierüber grämte der Zigeuner sich zu Tode.

11.

Die Deutschen und die Schulen.

Es war in demselben Jahre, wo Karl Beck's Nächte erschienen, als ich zuerst mich lebhaft für Ungarn zu interessiren anfing. Die Worte:

Aus dem Lande der Magyaren,
Aus dem Land der süßen Trauben
Kam ich jung und unerfahren
In das Land der Eichenlauben,

machten einen großen Eindruck auf den jugendlichen Leser. Beck hatte eine ganz neue Welt aufgeschlossen, welche uns mit ihren Heiden, ihren Rößlein, ihren Roßhirten und Zigeunern vollkommen zu fesseln verstand. Was war natürlicher, als daß wir für die magyarische Nationalität das größte Interesse empfanden? Was kümmerten uns die übrigen Völkerstämme in Ungarn? wir liebten das schöne Land nur um der „freien Ungarn" willen.

Selbst auf die Deutschen wurde ich — und es scheint mir, daß ich hier nicht bloß von mir rede, sondern daß die Stimmung vieler Deutschen über dieses Land denselben Entwickelungsgang nahm — selbst auf die Deutschen in Ungarn wurde ich erst einige Jahre später aufmerksam. Ein Sohn dieses Landes, dessen ganze Erscheinung das Bild, das ich von Ungarn und seinen Bewohnern mir gemacht hatte, auf eine wahrhaft wunderbare Weise bestätigte, protestirte auf das Feierlichste dagegen, daß ich ihn als einen Magyaren betrachtete. Er sei zwar in Ungarn geboren, aber deutschen Stammes, versicherte er sehr ernst. — Auch Beck ist später von seinem Magyarenthume zurückgekommen.

Die Deutschen in Ungarn aber haben überhaupt eine sehr schwierige Stellung. Dieselbe ist keineswegs im ganzen Lande, wie die der herrlichen Sachsen in Siebenbürgen, durch Herkommen und Sitten, Verfassung und Recht gesichert. Sie sind im Lande nichts für sich selbst, ihre Stellung wurzelt in Wien.

Leider ist es nur zu gewiß: die Deutschen in Ungarn haben noch immer keine andere Stellung bekommen, als diejenige, welche ihnen die österreichische Regierung geben kann. Die Besten von ihnen

wenden ihre Augen wohl auf das gesammte Deutschland, sie hängen mit einer Liebe und einer Inbrunst am Protestantismus, wie ich es selten oder nie anderswo gesehen habe. Auch ist, in Preßburg wenigstens, viel deutsche Bildung. Dazu bleibt das Verhältniß der Deutschen zu Deutschland immer frisch, denn zum Glück hatten die Ungarn immer das Recht, in Deutschland zu studiren. *)

---

*) Man kann das Verhältniß der Deutschungarn zu Deutschland nicht schlagender ausdrücken, als derselbe Sohn Ungarns, welcher mich einst so sehr ernst versicherte, daß er ein Deutscher sei, in einem Gedichte gethan hat, welches ich daher mich nicht enthalten kann aus dem von mir herausgegebenen »Jahrbuch für Poesie und Prosa. Merseburg 1847«, hier einzureihen:

In Ungarn, wo die vielen Völker sind,
Da lebt auch mancher deutschen Mutter Kind.
In Bergesschacht, auf dürrem Haidesand,
Am Karpatus, am grünen Donaustrand,
Wirst überall, oasengleich im Sande,
Auf deutsche Herde treffen in dem Lande.
An's deutsche Reich, sie denken noch daran
Daraus vor Jahren fort einst zog der Ahn.
Gern schickt den Sohn der Vater aus dem Haus
»In's Reich,« daß deutscher Sinn nicht sterbe aus.
Bin auch aus Ungarn, deutscher Leute Kind,
Und denke oft, wie ich sie wiederfind';

Wichtig für die deutsche Sache in Ungarn ist das deutsche Seminar, welches von deutschen Studenten des evangelischen Lyceums unter Leitung des Professors S. besteht. So viel als die Deutschen auf pädagogischem Wege für ihre Sache und für die des Protestantismus thun können, geschieht hier gewiß. Der Mangel eines eigentlichen politischen Lebens unter ihnen läßt sich freilich, so lange er einmal besteht, durch nichts wieder ausgleichen. — Mit un-

---

Und denke oft, wenn mich der Vater fragt
Um's deutsche Reich, ob mans verschweigt, ob sagt.
Das deutsche Reich! so heißt's noch bei uns allen;
Indessen ist das längstens ja zerfallen!
Bei uns da glaubt daran noch jedes Kind,
Indessen ist das längstens ja in Wind! —
Wenn rings die wilden Völker um uns her
Im Ungarland sich brüsteten so sehr,
Und meineten, sie wären unser gleich,
Stolz waren wir, wir dachten an das Reich,
Wo unser Kaiser sitzt auf seinem Thron,
Im Purpurmantel, in der güldnen Kron',
Der deutsche Kaiser! unterm Himmelszelt
Der mächtigste Herr auf der ganzen Welt. —
O trauern wird mein Vater ob der Mähr!
Wenn ich ihm's sage, wird er jammern sehr,
Daß all' die Pracht und Ruhm und Majestät
Vergessen ist, versunken ist, verweht!

ermüdlicher Ausdauer wird in diesem Vereine die consequenteste Humanität gepredigt, welche hier als mit dem Deutschthume identisch gefaßt wird. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Ungarn hielt der Vorsteher der Anstalt unter anderen eine hochbegeisterte Rede gegen das Vorurtheil wider die Juden, welches sich auch in den deutschen Verein einschleichen wollte. — Das deutsche Seminar scheint sich vorzugsweise mit deutscher Literaturgeschichte und mit dem Studium deutscher Classiker zu beschäftigen. In einer Stunde, wo ich bei ihm hospitirte, declamirte man den Fischer von Göthe. Der Lehrer, gegenwärtig der Sohn des Professor S., war mit den verschiedenen Vorträgen des Gedichtes vollkommen zufrieden und ich selbst mußte mir sagen, daß hier mehr geleistet wurde, als man erwarten konnte. Aber dennoch machten diese Vorträge auf mich einen peinlichen Eindruck. Die Zunge dieser deutschen Studenten in Ungarn erinnerte doch an's Magyarische durch ihre breite und allzu volle Aussprache, welche nur noch um so mehr hervortrat, je langsamer und behutsamer man sprach. Es war gewiß etwas Besseres, als eine selbstgefällige Eitelkeit auf meine deutsche Muttersprache, wenn ich, sobald ich mich wieder allein sah, unwillkürlich anfing,

den Fischer halblaut für mich her zu sagen, gleichsam um mich der schönen Göthe'schen Worte wieder in ihrer Reinheit zu versichern. „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll!“ Ich hätte nie gedacht, daß ich mich bei diesen einfachen Worten noch einmal freuen würde, zwischen Elbe und Weser geboren zu sein.

Man kann übrigens nicht von den höheren Lehranstalten in Ungarn reden, ohne auch auf die deutschen Universitäten einzugehen. Denn Alles, was dort auf wahre wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, muß in Deutschland selbst studirt haben. Meines Wissens haben sich in Norddeutschland die Studenten aus Ungarn so vertheilt, daß in Berlin vorzugsweise die Magyaren, in Halle die Slovaken und in Jena die Deutschen sich aufhalten. Leipzig soll viele Sachsen aus Siebenbürgen haben. Wenn nun auch nirgends eine deutsche Universität von einer bestimmten Nationalität aus Ungarn ausschließlich besucht werden möchte, so wird doch gewiß die eine oder die andere überall vorherrschen. Durch die lateinischen Floskeln in ihren Pässen allen und jeden Behörden hinlänglich empfohlen, treten in jedem neuen Semester, selbst aus dem fernen Siebenbürgen, bärtige junge Männer schaarenweise die Reise nach den deut-

schen Hochschulen an. Auf jeder Universität bilden sie eine Art von eigener Corporation, einen Staat im Staate. Am wenigsten schließen sich natürlich die Deutsch-Ungarn ab, welche mehr durch den Umgang mit ihren Stammverwandten, als in den Hörsälen lernen. Am fleißigsten möchten die Slaven sein, welche sich in letzter Zeit mit einer wahren Vehemenz auf die Hegel'sche Philosophie geworfen hatten, die freilich Mancher von ihnen nur benutzte, um — den Panslavismus und die welthistorische Bedeutung des Czarenthums zu construiren! Am lustigsten lebten im Winter 1845—1846 die Magyaren in Berlin. Ein Vicegespan, der Schulden halber seine Puszte in Ungarn hatte verlassen müssen, und selbst längst über die Jahre des akademischen Studiums hinaus war, war ihr Häuptling, ein dankbarer Berliner Schneider, welchen einst auf der Wanderschaft in Ungarn ein Magyar durch einen Gulden vom Untergange errettet hatte, ihr Haushofmeister und unermüdlich thätig, alle ihre gemeinsamen Wünsche zu befriedigen. Eine Anzahl Schneiderjungfern bildeten den Hofstaat und erschienen an jedem Sonntvg Nachmittage auf den Bällen, welche der Reihe nach auf den engen Stuben der Söhne Ungarns statt fanden.

Der ungarische Geistliche Székaks hat die Absicht, die deutschen Universitäten zu bereisen, um seinen dort studierenden Landsleuten eine Reihe angeblich in Vergessenheit gerathener Stipendien wieder zu gewinnen, auf welche er in Folge einiger in seinen geistlichen Archiven aufgefundenen Documente Anspruch macht. Die ungarischen Studenten sollen in früheren Jahrhunderten auf deutschen Universitäten eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben und einer von ihnen, ein Magnat, war Prorector in Wittenberg. Weil nur die Söhne der reichsten und vornehmsten Ungarn nach Deutschland gehen konnten, so brauchte man sie hier keineswegs durch Beneficien vor Noth und Elend zu bewahren, wohl aber setzte man ihnen Stipendien aus, damit sie mit noch größerer Pracht und mit erhöhtem Aufwande unter ihren deutschen Commilitonen leben konnten. So werden noch jetzt in Halle Stipendien an sie ausgezahlt, welche den Namen Weinstipendien führen.

12.

Eine slovakische Stadt.

Modern.

Von Preßburg aus machte ich einen Ausflug hierher. Einer meiner Freunde, der noch vor wenigen Jahren in Halle zu den Slaven gehörte, welche an schönen Tagen heerdenweise an den Ufern der Saale bei Giebichenstein lagen und Hegel studirten, wohnt jetzt hier nicht allein als einer der beliebtesten Dichter seines Stammes, sondern auch als Rector des Gymnasiums, das noch vor Kurzem eine Universität war. Er kam mir schon bis in die Nähe von Schenkwitz, einer alten kroatischen Colonie, die sehr angenehm, mit Weiden umgeben, an einem Hügel liegt und eine an Gold und Silber überreiche Kirche hat, entgegen mit dem slovakischen Pfarrer Stur, dem Bruder des Herausgebers der Nationalzeitung. Sie führ-

ten mich in Modern ein, das mit seinen einstockigen, zum Theil roth bemalten Häusern sich langsam am Fuße der Karpathen erhebt.

In dem Wohnzimmer der alten Rectorwohnung, das durch die hohe, tempelartig gewölbte Decke für mich ein zwar fremdartiges, aber nicht unbehagliches Ansehen gewann, harrte unser ein Mahl von ausgesuchten slavischen Gerichten, das die Schwester meines Freundes bereitet hatte, welche noch nicht lange von einem Pfarrhofe in der Liptau zu ihm gekommen war. Die braune Suppe mit Käse und geschnittenem Fleische, die fetten Nudeln mit Pflaumenmuß und Wallnuß und ähnliche Speisen hielten auch den Pfarrer, obgleich es Samstag Abend war, noch lange in unserer Gesellschaft zurück. Nach Tische unterhielt er mich bei einer Flasche süßen Moderaner Ausbruchs von der Stellung der Geistlichen in Ungarn, die besonders den Edelleuten gegenüber sehr originell ist. In der Liptau gibt es Edelleute, welche jeden Sonntag in der Kirche eine bestimmte Zeit nach der vor ihnen liegenden Uhr absitzen, und wenn diese vorüber ist, selbst während der Predigt, pünktlich das Gotteshaus verlassen.

Den slovakischen Pfarrern erwächst eine fortwäh-

rende Verlegenheit aus den Namen ihrer Pfarrkinder. Die Slovaken nämlich haben, wie es in einer Sprache, die erst kürzlich zur Schriftsprache erhoben wurde, nicht zu verwundern ist, viele derbe und anstößige Namen, die theils nur als sogenannte Spitznamen im allgemeinen Gebrauch, theils wirkliche Familiennamen geworden sind. Das Aussprechen offenbarer Schimpfnamen ist bei Aufgeboten von der Kanzel nicht zu vermeiden. Es kommt vor, daß Mädchen oder Frauen besonders den jüngeren Geistlichen nur mit Erröthen ihren Namen gestehen können. Zuweilen kommen Leute mit ungeheuer langen Namen, die sie aufgeschrieben bei sich tragen, um sie nicht zu vergessen, zu den Predigern. Werden dieselben dann gelegentlich den Gerichten eingereicht, so weigern sich diese wohl sie anzunehmen, weil sie nur Spitznamen darin sehen. Aber es muß dabei sein Bewenden haben, denn ein anderer Name ist nicht zu ermitteln.

In der Frühe des Sonntags weckte mich der Hirte, der sein Vieh austrieb und dazu so muntere Weisen blies, wie bei uns die Postillione. Auch die Erscheinung des Ausrufers von Modern, der in einer alten Husarenuniform mit der Trommel umherzog, war überraschend. In aller Frühe fuhr auch Stur

schon auf dem hohen „Kälberwagen,“ der in Modern für offiziell gilt, weil sich bei feierlichen Gelegenheiten auch der Magistrat seiner bedient, auf ein Karpathendorf zur Filialpredigt. Als später in Modern selbst die Glocken läuteten, drängte sich plötzlich aus allen Häusern eine unübersehbare Schaar von Menschen hervor, die in ihren bunten slovakischen Trachten zum erstenmal in mir das lebhafte Gefühl hervorriefen, daß ich weit von der Heimath mich unter einem fremden, halbwilden Volke befand. Doch saß an dem ganzen regnerischen Sonntage unter dem Thorwege der Rectorwohnung ein altes Mütterchen, das in einem Nebenhause wohnte, und las in einem Gebetbuche.

Die Stadt hat drei Kirchen, eine katholische und zwei protestantische. In der einen wird slavisch, in der andern deutsch gepredigt. Zwischen diesen beiden neben einander stehenden Kirchen gedrängt liegt die slavische Predigerwohnung, ein unansehnliches, schlecht gebautes Haus. Hier besuchte ich Stur zwischen Vor- und Nachmittagsgottesdienste. In seiner Studierstube, wo es kaum möglich war, aufrecht zu stehen, bewirthete er mich mit einer bisher mir unbekannten kleinen, aber wohlschmeckenden Frucht, deren slovakischer Name wieder eine ziemliche Derbheit enthält. Sodann rief er

seine Buben herein, um sie der Reihe nach vorzustellen. Nur der älteste dieser kleinen Slovaken verstand bereits etwas von meiner Muttersprache, die jüngeren fingen laut an zu schreien und zu weinen, als sie deutsch reden hörten. Lachend schob er sie zur Thüre hinaus und setzte sich ans Klavier, um mir einige slavische Tänze vorzuspielen. Während dem trat die Frau Pfarrerin, eine behagliche kleine Frau, mit dem Rector ins Zimmer, der sie alsbald zum Tanze aufforderte, was sie auch nicht abschlug. Und so wurde in der slavischen Predigerwohnung getanzt, gesungen und gespielt, bis die Glocken wieder zur Kirche riefen.

13.

Auf der Donau bis Pesth. Hazardspiel auf der Donau. In Pesth.

Pesth.

Zwischen Preßburg und Pesth nehmen selbst die grünen Donauufer den traurigen Heidecharakter an. Dort ist eine ganze Herde von Pferden vor ein Schiff gespannt: wie sie nun, um das Schiff stromauf zu schaffen, gewaltig anziehen, bäumen sie sich hoch auf unter der Geißel des Treibers, eines gewöhnlichen ungarischen Roßhirten, und fahren aus einander, als wollten sie sich auf der Heide zerstreuen. Große Schafheerden werden an den vielfach mit Weidengebüsch bewachsenen Ufern entlang getrieben. Auch hier indessen ist das rechte Donauufer noch zuweilen steil und felsig, so daß man die wenigen Häuser der kleinen Dörfer wohl um einen Hohlweg zusammengedrängt sieht, der von einem steilen Uferberge herabführt

und zur Regenzeit das Bette eines Gießbaches wird, welcher dann mitten durch das Dorf sich mit reißender Schnelle vom Gebirge herab in die Donau stürzt. Ausgenommen das liebliche Gran mit seinen reichen Bauwerken, welche, was man auch an ihnen zu tadeln finden mag, durch die Nähe des schönen breiten Stromes sehr gewinnen, tragen auch die Städte schon das Gepräge ächt ungarischer Wildheit. Bei dem Anblicke der mit wenigem Stroh versehenen Bauernwagen, durch die der Wind weht und die hier vor den Städten offiziell auf das Dampfschiff warten, um Passagiere aufzunehmen und tiefer in die ungarischen Heiden hineinzuführen, wird sich der Preuße doch mit Behagen an seine Herren von Nagler und Schaper mit ihren blasenden Postillionen erinnern. Vor Bator grasten die Postpferde in einer Schlucht, wo sie mit ihren Wagen aufgestellt waren, und wurden erst, als sich einige Passagiere gefunden hatten, wieder aufgezäumt.

Die Dampfschiffe zwischen Preßburg und Pesth werden nur zu oft von Spielern und Gaunern heimgesucht. Diesen gewährt die Donauschifffahrt von Pesth in der Richtung nach der Türkei zu einen schrankenlosen Spielraum, Donau aufwärts je-

doch wagen sie sich aus Furcht vor der Wiener Polizei nur bis Komorn. Ein Paar Juden steigen aus einer Zwischenstation unbemerkt ein, setzen sich an einen Tisch, spielen mit einander Karten und werden wenig beachtet. Ist das Dampfschiff bereits in der Nähe des nun folgenden Anhaltspunktes, so verwandelt sich ihr Spiel ohne alles Geräusch in ein Hazardspiel. Einer oder der andere von den Leuten geringeren Standes bemerkt es, tritt neugierig heran und setzt ebenfalls; haben die Gauner einige Zwanziger gewonnen, so hält das Dampfschiff, sie schleichen sich kurz nach einander weg und steigen aus. So fahren diese Spieler zweiten Ranges immer nur von einer Zwischenstation zur andern und entgehen dem Zorne des gemeinen Mannes, der hinter ihnen her die Fäuste ballt, so bald sie ausgestiegen sind. Anders diejenigen, welche auf die Börsen der Vornehmen spekuliren und in der Regel wohl nicht falsch spielen. Ein fein gekleideter junger Mann mit einem schönen, aber ausdruckslosen Gesichte gerirte sich unverhohlen als Spieler vom Handwerk, indem er mit großem Geschrei die Anwesenden aufforderte zu setzen. Es wollte sich Niemand finden. Zwischen ihm und

mir saß ein ältlicher Mann, vermuthlich ein Schriftsteller oder Schauspieler, der in einem magyarischen Drama las, wobei er mit der Bleifeder Verschiedenes durchstrich und korrigirte. Dieser legte endlich stillschweigend das Buch aus der Hand und verspielte nachgerade zehn Gulden. Da dies seine ganze Baarschaft zu sein schien, so stieß er einen ungarischen Fluch aus, nahm das Drama wieder zur Hand, das noch aufgeschlagen vor ihm auf dem Tische lag, und setzte seine Arbeit fort. Nach ihm fand sich nun Niemand mehr, der Lust gehabt hätte zum Spielen. Der Bankhalter fuhr indessen noch über eine volle Station bis Pesth mit, wo ich ihn am andern Tage an allen öffentlichen Orten glänzen sah. — Während dieser unheimlichen Scene auf dem Dampfschiffe hatte ich an der Sprache einen Handwerksburschen als Landsmann erkannt; er war aus Magdeburg und fand es „merkwürdig," mitten auf der Donau einen Landsmann zu treffen.

Der Aufseher des ungarischen Nationalmuseums, welches ich am folgenden Tage besuchte, verstand sich zwar dazu, die aufbewahrten Gegenstände deutsch aufzuführen; als indessen ein Italiener ihn aufforderte, lateinisch zu reden, gab er die für einen Ma-

gyaren und zumal für den Vorsteher des ungarischen Nationalmuseums in jetziger Zeit gewiß sehr charakteristische Antwort: „Latine quidem scio, sed oblitus sum.“ Auch das ungarische Roß fehlt nicht, und man muß gestehen, daß es ein prächtiges Thier ist. Zu seinen Füßen lagen ausgestopfte Vögel auf dem Rücken, die noch nicht aufgestellt waren, ja, bei Seite in einem Körbchen standen selbst solche, die noch nicht ausgeweidet und frisch von den ungarischen Heiden und aus den Karpathen gekommen waren. Kurz, die Elemente der jungen ungarischen Nationalität, so weit sie sich mit Händen greifen lassen und in einem Museum gezeigt werden können, lagen hier noch etwas wild durcheinander; doch waren sie jedenfalls vorhanden, und das Fehlende wird sich wohl aus den Schluchten, aus den Seen und aus den Gebirgen des reichen Landes leicht herbeischaffen lassen.

Den meisten Werth haben in dem Museum ohne Zweifel die Mineralien. Beim Ein- und Ausgange machte mir die Wache, welche in der berühmten ungarischen Husarenuniform auf dem Hofe umherspazierte, jedesmal eine tiefe Verbeugung, was mir, der ich das Militär selbst vor Fürsten nie anders als durch steife Haltung hatte grüßen sehen, ziemlich auffallend sein mußte.

Gern hätte ich den genialen ungarischen Dichter Petöfi kennen gelernt; allein er war gerade auf das Land gereist, um sich mit der Tochter eines Edelmannes zu verheirathen. Erst in einigen Tagen, so vermuthete man, wo die Edelleute schaarenweise mit ihren Fahnen von den Dörfern kämen, um für den Landtag zu wählen, werde auch er, gleich den meisten ungarischen Dichtern ein eifriger Politiker, mit zurückkommen.

Ein Slave, dem ich von Stur empfohlen war, führte mich zu Collár. Bekanntlich hat er in einer größeren Dichtung, in der er selbst die Russen aufrief, sich unter das Banner der slavischen Nationalität zu schaaren, zuerst die Idee des Panslavismus ausgesprochen, und auch der Name desselben ist von ihm gebildet. Ich fand ihn unter deutschen Büchern, und wie alle gebildeten Slaven in Ungarn sprach auch er mit Begeisterung von Deutschland, rühmte den Einfluß, den deutsche Kunst und Wissenschaft in seinem Vaterlande unter Völkern, die in einem höheren Sinne keine Literatur haben, auf sein einsames Leben gehabt, und stellte mich seiner Frau, einer deutschen Landsmännin aus dem Großherzogthume Weimar, vor. Mir erschien der be-

rüchtigte Panslavismus nur wie eine poetische Idee, welche mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat, als ich diesen Slaven mit schneeweißen Haaren, mit der hohen dichterischen Stirne und edlen, tiefgefurchten Gesichtszügen, in denen eine seltene Ruhe und Milde thront, reden hörte. Möge sie nie wahr werden!

14.

Ein nationaler Aufzug im Regen. Ueber die Heide. Die fröhlichen Slovaken.

Wien.

Nach meiner Rückkehr von Pesth hielt mich die Aussicht auf einen schönen nationalen Reiteraufzug noch einige Tage in Preßburg fest. Unweit des Steins, auf dem einst die ungarischen Könige nach der Krönung ihr Schwert nach allen Seiten hin schwangen, standen wir eines Tages an der Donau und erwarteten den neuen Palatin, Erzherzog Stephan, der auf seiner Reise durch Ungarn nach Preßburg kam. Der Regen verhinderte jedoch einen feierlichen Aufzug und die Großen des Landes fuhren, das ungarische Costüm unter ungeheuren Pelzen versteckt, in schweren altmodischen Landkutschen, die von vier Rossen gezogen, von Bauern, die zu Pferde saßen, gelenkt wurden und bis über die Achsen mit Koth be-

deckt waren, hinter dem Erzherzoge her, den das bekannte tausendstimmige „Eljen“ begrüßte. Nur die Heiducken zeigten ihre Reiterkünste. Unsere Landsleute, die Hauer von Preßburg, welche sich als eine Art Landsturm aufgestellt hatten, waren an diesem Tage so begeistert, daß sie verlangt hatten, magyarisch kommandirt zu werden. Ein erfreulicher Anblick war es nicht, diesen ächt deutschen Menschenschlag mit den großen ungarischen Schnurrbärten sich unter diesem Kommando nach der Donau hin bewegen zu sehen.

Eine alte Kutsche führte mich bei der Ausfahrt aus Preßburg noch einmal in der ganzen Stadt umher, und es war auffallend, welche Veränderung das Herannahen des ungarischen Landtages seit meiner Ankunft in derselben bewirkt hatte. Die deutschen Schilde hatten sich zum großen Theil in magyarische verwandelt; war es mir doch begegnet, daß ein deutsches Schild mich in ein Bad lockte, das, als ich heraus kam, schon einem magyarischen Platz gemacht hatte. — Ein Hohlweg führte uns durch die hier noch ziemlich niedrigen Karpathen auf eine Heide, die sich bis über die deutsche Grenze erstreckt. Hier und da zeigt sich eine Gruppe von hohem Heidekraut, aus deren Mitte ein Strauch hervorragt. Die Brücken,

welche über die Sümpfe führen, sind hingeworfene Balken, die sich wie Tasten bewegten, so wie unser Wagen darüber hinfuhr. Aber zwischen unserem Fahrwege und der Donau lagen bereits die Schienen über einander aufgehäuft, auf denen einst der Feuerwagen über diese Heide brausen soll. — Da unser Fuhrmann seine Pferde tränken wollte, fuhr er in ein großes Dorf ohne Wirthshaus hinein, in dessen Mitte ein großer Brunnen stand, der zum Tränken des Viehes eingerichtet war; denselben Weg durch das Dorf mußte er zurückfahren, um wieder auf seine Straße zu gelangen, welche nach ungarischer Weise mehr die Wildniß als die belebten Plätze sucht. Die Straße durchs Dorf aber war, obgleich nur für die Bewohner bestimmt, doch fast noch breiter als die breiteste zu Preßburg oder Pesth. So nimmt hier Alles den Charakter der Ebene, der Puszte an. Die Häuser dieses Dorfes waren sehr reinlich übertüncht; sie hatten Vorhallen aus dicken plumpen Lehmwänden, und saubere hohe Schornsteine auf den hölzernen Dächern.

Abends langten wir in Gänserndorf an. Unter den Personen, welche hier den Prager Dampfwagen erwarteten, standen drei stattliche slovakische Bauernsöhne aus einem der großen und wohlhabenden unga-

rischen Grenzdörfer und unterhielten die übrigen Passagiere durch ihre Fröhlichkeit, die sich im Ringen und allerlei Possen zeigte. Sehr kleinmüthig aber wurden sie, als sie beim Einsteigen durch die Schaffner getrennt wurden. Mitten unter Deutschen aufgewachsen, verstanden sie das Deutsche vollkommen und sprachen es eben so richtig, wie die Deutschen selbst es hier sprechen; aber die Worte wnrden ihnen wunderbar schwer. „I konn's nit,“ sagte Einer von ihnen, ein großer, schöner, starker junger Mann, erröthend, indem er einen angefangenen Satz in der Mitte abbrach, gerade wie man eine Last behutsam wieder zu Boden setzt, wenn man sie nicht in die Höhe heben kann, obgleich man vollkommen weiß, wie man sie angreifen muß. Als der Wagen auf der letzten Station vor Wien hielt, wo er aussteigen wollte, bog er sich sehr unruhig aus dem Fenster, und da ihm wieder das Wort versagen mochte, so stieß er, wenn auch etwas schüchtern, ein Jauchzen aus, wie man es wohl überall von den Burschen hören mag, und das ohne Zweifel von den Mädchen am besten verstanden wird. „Lassen's den Slovaken 'raus!“ fielen die Passagiere höhnend ein. Noch war die Thüre nicht völlig geöffnet, als auch schon Alle ihn spöttisch zur Eile mahnten. „Jo!“

rief der Slovak, und sein Ja verwandelte sich wieder in ein langes Jauchzen aus beklommener Brust, mit dem er wie ein gehetztes Wild aus dem Wagen sprang. Als dieser abfuhr, sah ich ihn bereits wieder mit seinen Genossen vereint, mit denen er über die ungarische Grenze zu einer Hochzeit gekommen war.

15.

Die kleine Dulderin aus Ulm. Der Tyroler Bacchus. Sonntagsfrühe auf der Donau. Anblick der Alpen.

Linz.

Mitten unter der lebhaften Gesellschaft auf dem Dampfschiffe, das mich von Wien nach Linz führte, saß ein kleines Mädchen, das allein die Reise bis Ulm machte. Ihre Eltern leben von einander geschieden in Ulm und in Wien, und so muß das Kind in kurzen Zwischenräumen immer die Donau auf- und abfahren, um bald bei dem Vater in Wien, bald bei der Mutter in Ulm zu sein. Zu Anfang der Theurung war sie von dieser die Donau hinab nach Wien geschickt worden, und sie kehrte jetzt, da die Ernte gut ausgefallen, und das Korn billiger war, donauaufwärts zur Mutter nach Ulm zurück. Die Wienerin, mit der der Vater sich zum zweiten Male verheirathet, schickte sie der Mutter so aufgeputzt als möglich zu-

rück, und so wird die kleine Dulderin, das lange, ernst-hatte Kindergesicht mit den großen Augen in ein Ulmer Sonntagsmützchen gehüllt, mir noch lange vor Augen stehen. Viel lustiger war ihre Landsmännin, eine hohe, starkknochige alte Schwäbin, die von Stuttgart aus ihrer Tochter, einer Wiener Fabrikarbeiterin, einen Besuch gemacht hatte. Sie neckte sich mit einem Tyroler, der sich durch Fröhlichkeit und Trinklust auszeichnete.

Es war ein schöner, malerischer Anblick, als vor einer Stadt das Dampfschiff einige Minuten anhielt und das Volk ausstieg, um sich mit Speisen und Getränken, die am Ufer von Höckerinnen feil gehalten wurden, auf die Nacht zu versorgen, noch mehr aber, als Alles mit Trauben und Wein beladen, in langer Reihe auf das Schiff zurückkehrte. Einer von ihnen hatte eine mit Wein gefüllte Henkelflasche in Ermangelung des Deckels mit einem großen rothbackigen Apfel bedeckt. Mitten unter ihnen ging auch der Tyroler Bacchus mit phlegmatischer Sicherheit, aber das weinselige Haupt etwas nach vorne geneigt, mit einer großen schweren Maßflasche voll Wein auf dem schwanken Brete einher.

Am neuen Morgen wurden wir durch einen Ka-

nonenschuß geweckt, der hier jedesmal in der Nähe des gefürchteten Strudels gelöst wird. Wir fanden uns in der Sabbathfrühe in der Nähe unzähliger Kapellen, welche hier die schönen Donauufer krönen. In dieser reizenden Umgebung ließen wir den Tag völlig herankommen, ehe wir an dem Wirbel vorbei fuhren, der einen aus dem Strome hervorragenden Felsen umrauscht. Erst als die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf der Donau lag, wurden die Anker gelichtet. Wie wir hier auf dem breiten Strome in der Morgensonne dahin fuhren, schienen die Ufer Schritt vor Schritt schöner zu werden, und die ganze Fahrt von den Kapellen bis zum Wirbel glich einer herrlichen Naturfeier. Und wie ich die Morgensonne nun auf dem epheuumrankten Felsen liegen sah, um den die Wogen wirbelten und schäumten, glaubte das trunkene Auge dort eine Lorelei der Donau zu sehen, die in der Frühe ihr goldenes Haar strählt.

An beiden Ufern begann bald schaarenweise bei feierlichem Glockenläuten das Volk in die Kirchdörfer zur Kirche zu strömen, und wir sahen uns plötzlich auf dem schönen Strome zu beiden Seiten von einem lauten Volksleben umringt. Auch eine Kutsche fuhr, von muthigen Rossen gezogen, eine Strecke weit auf

dem Lande neben dem Dampfschiffe dahin und erfrischte die Reiselust, welche durch eine halb durchwachte Nacht etwas abgestumpft war; und so seltsam unersättlich ist das Menschenherz im Genuß, daß dieser Anblick mitten auf der Donau zwischen herrlichen Ufern in mir eine Sehnsucht erzeugte, den herrlichen Strom zu verlassen und mit muthigen Rossen oder zu Fuß die Höhen und Tiefen der Gebirge zu durchmessen.

Auch zeigten sich, als ich Nachmittags nach der Ankunft in Linz noch einen Spaziergang zum Jesuitenkloster machte, mir zum ersten Male die Alpen und lockten gewaltig von den Donaunixen hinweg. Von Jugend auf hatte ich unsern hercynischen Brocken vor Augen gehabt; aber was will der Anblick dieses Berges, der sich wie ein stählerner Bogen nach beiden Seiten hin langsam absenkt, gegen eine fortlaufende Alpenkette bedeuten, deren unzählige schneegekrönte Gipfel, so weit das Auge reicht, in gleicher Höhe, von den Strahlen der Abendsonne beglänzt, da liegen! Es war für mich kein geringerer Anblick als der, bei dem Sealsfield seine Helden in den Ruf „Gelobt sei Jesus Christus!“ ausbrechen läßt, den sie in lange andauerndem Staunen in feierlichen Pausen immer und immer von Neuem wiederholen.

Wie leicht könnte man über diesen Anblick das Jesuitenkloster vergessen, triebe nicht die Neugier zu einer Musterung desselben. Es ist ein auffallend nettes, niedriges Gebäude; die Mauern sind aus rothen Barnsteinen aufgeführt, nur die Ecken der Kirche und der Grund aus mächtigen Quadersteinen; oben drei kleine spitze Thürmchen, zu beiden Seiten und in der Mitte des Daches, von denen der in der Mitte der stärkste ist; auf jedem Thürmchen eine blanke Wetterfahne von Messing. Der Wind kam bei den Jesuiten augenblicklich aus Italien.

16.

Die Pferdeeisenbahn und der Handwerksbursche. Gesang österreichischer Reiter.

Gmunden.

Von Linz bis Lambach, über welches der Weg nach Salzburg geht, führt die Pferdeeisenbahn. Diese Pferdeeisenbahnen in Oesterreich haben etwas höchst Gemüthliches; sie gehören noch durchaus der Romantik des alten Postwesens an. Die Schienen derselben sind eben nicht stärker als Hufeisen von Pferden, die im Gebirge gehen; die Balken, auf denen die Schienen ruhen, sind wie Stubenbalken. Der Mann, welchem die Reisenden in Linz die Fahrt bezahlen, schließt, wenn es Zeit ist, sein Bureau zu, steckt den Schlüssel in die Tasche, und fährt als Conducteur mit hinaus in die grünen Tannenwälder, welche sich bis Lambach hinziehen. Wenn der Zug schon im Gange ist, pfeift er dem Fuhrmanne auf dem Finger, denn

einer der Lambacher Honoratioren gibt ihm vom Fenster aus einen Wink, daß er noch mitfahren wolle. Sogar hinter einem Zaun unweit eines Dorfes, wo ein Geistlicher einsteigen will, wird Halt gemacht. Ja, ein Handwerksbursche läuft lange neben der Eisenbahn her und macht dem Fuhrmanne ein Zeichen. „Ach, ein blinder Passagier!“ rief eine junge Dame, welche neben mir saß, und klatschte vor Freuden in die kleinen Hände. — Der Arme! seinetwegen wurde nicht mehr Halt gemacht, er, der blinde Passagier war für die Pferdeeisenbahn doch schon ein „überwundener Standpunkt.“ Traurig schlich er uns nach, neben den Schienen her, die er gewiß im Herzen verwünschte, indem er sich nach holprigen Poststraßen und nach der viel langsameren, aber auch menschlicheren „gelben Kutsche“ sehnte.

Hinter Lambach werden die Wälder schöner, und man merkt es wohl, daß man sich dem Gebirge nähert. Wie ich so dahin schritt auf einem schmalen Fußwege, welcher sich neben der Landstraße hinzieht, da erhob sich zur Seite ein vielstimmiges Gejodel. Es waren etwa vierzig österreichische Reiter, welche von einem Korporal offiziell auf der Kaiserstraße spazieren geführt wurden. Unten, am Ende der Abtheilung,

stimmte etwa Einer an und jodelte eine Zeitlang allein; dann setzte aus der Mitte des Fähnleins in den entsprechenden Tönen ein Anderer ein, sodann vorn zu gleicher Zeit mehrere, und endlich sang der ganze Reiterhaufen aus tiefster Brust in hellen, harmonisch jauchzenden Tönen. Das war nun fürwahr das großartigste Concert im Walde, welches ich je gehört. Dreimal glücklich pries ich das mächtige Oesterreich, weil selbst in seinen Kasernen sich noch ein so schönes Volksleben erhalten hat. Endlich wurde es still, denn der Unteroffizier gab ein Zeichen zum Traben. Nach einiger Zeit aber vernahm ich den Gesang wieder und die Reiter schienen zurückzukommen. Sie zogen an mir vorbei und ich unterließ nicht, dem Unteroffizier, der theilnahmslos mit seinem Korporalstocke hinterdrein ritt, ein Compliment über den Gesang seiner Soldaten zu machen. Er strich sich den Schnurrbart und lachte laut.

Nachdem ich eine Strecke fort gegangen war, schien sich der Gesang mir abermals zu nähern. Wirklich hatte der gefällige Korporal seine Reiter nun nochmals Kehrt machen lassen. Wohl eine halbe Stunde lang gab mir der österreichische Reiterhaufen auf meiner bescheidenen Fußwanderung aus einer

gewissen Entfernung mit seinem prächtigen Gesange das Geleit, und so näherte ich mich mehr und mehr dem Gebirge. Endlich sprengte der Unteroffizier mit seinen Sängern zurück zur Lambacher Kaserne.

17.

Der weise Schiffer von Gmunden.

Bald kam ich an das Ufer der Traun und hier gesellte sich ein alter Schiffer zu mir, der einen belasteten Kahn auf dem Flusse bis Lambach geführt hatte. Zwischen Wien und Linz war es ein schöner Anblick für mich gewesen, die kleineren Fahrzeuge nur immer die Donau hinabgleiten zu sehen, wie denn die Fahrt stromab immer einer schönen Naturfeier gleicht. Da folgte Alles der leichten Naturgewalt, da war kein Mühen gegen den Strom und die fröhlichen singenden Schiffsleute arbeiteten nur, um die Kähne, so viel als nöthig war, auf der Höhe des breiten Stromes zu halten. Jetzt erfuhr ich, daß die aus den Nebenflüssen der Donau kommenden Kähne sämmtlich bis Wien, aber niemals zurück gehen. In Wien werden

sie von dem Eigenthümer der Waaren verkauft. Dort werden die schadhaften zerhauen und als Brennholz benutzt, die bessern aber treiben, oft mit ihrer ursprünglichen Ladung von Tyroler Käse, Schwarzwälder Uhren u. dgl., noch weiter die Donau hinab, nach Ungarn hinein. Die Eigenthümer kehren auf den Dampfschiffen oder auf den Stellwagen mit dem gelösten Gelde nach Hause zurück, wie der Tyroler, mit dem ich von Wien nach Linz gefahren war. Auf der Hinreise miethen die Eigenthümer von Station zu Station Schiffer, welche jedoch immer nur so weit mitfahren, daß sie an demselben Tage zu Lande wieder nach Hause zurückkehren können. So kehrten auch jetzt bei guter Tageszeit zahlreiche Schiffer nach Gmunden zurück. Alle gesellten sich, so wie sie hinter uns drein kamen, auf kurze Zeit zu uns; im Gehen rechnete dann der Alte, der für heute ihr Oberhaupt war, mit ihnen und gab ihnen ihren Lohn, worauf sie uns bald wieder vorauf eilten wie Seemöven und mit den beweglichen Rudern über den Schultern vor uns herflatterten.

Wie seine Weisheit salomonisch und lieblich, so war der Humor des Mannes derb, volksthümlich und ergötzlich. Da er einmal ein Trinkgeld von mir zu

erwarten hatte, so wollte er mir auch noch eine Gefälligkeit erweisen, und ruhte nicht, bis ich in einem Bauernhause den Aepfelwein (hier schlechtweg ohne Rücksicht auf sein Alter „Most" genannt) gekostet hatte, welcher in dieser Gegend den Uebergang aus den Weinlanden zum baierischen Biere bildet. Der Bäuerin, die vor dem Hofe ihres Hauses stand, das etwas abseits am Wege allein lag, rief er zu, ob sie einen guten Most habe, der fremde Herr wolle ihn kosten. Sie schüttelte den Kopf, ohne zu sprechen. Der Bauer dagegen, der in einiger Entfernung am Wege pflügte und die Antwort seiner Frau wohl gehört hatte, bejahte die Frage ganz unbefangen, und so zog der Schiffer mich wieder zurück.

Als die Bäuerin uns von Weitem kommen sah, ging sie, wie ich glaubte voll Scham oder Zorn, ins Haus hinein. Da wir auf den Hof traten, fing der Schiffer an sie auszuschimpfen, was sie, noch unsichtbar für uns, auch herzhaft erwiderte. Erst als wir in die Hausflur traten, sah ich, daß sie mit dem alten Schiffer nur ein scherzhaftes Schimpfspiel aufgeführt hatte; denn in demselben Augenblicke trat uns die Bäuerin lachend aus der Küche entgegen, ein junges, blühendes Weib mit einem hübschen Kinde auf dem

Arme. Reichlichen Most brachte sie gastfrei in einer kleinen Kanne herbei und sagte, indem sie ihn vor uns hinstellte, in dem Tone einer Hausfrau, welche sich gegen ihre Gäste bei Tische etwas entschuldigt: sie wisse nicht, wie ihr Mann da draußen sagen könne, daß sie einen guten Most im Hause habe, sie müsse sich wahrlich vor mir damit schämen, obgleich heuer, das müsse sie sagen, ein schönes Obstjahr gewesen sei. Wie Alles, was gute Wirthinnen so viel entschuldigen so war indessen auch dieser Obstwein vortrefflich, und behaglich sah die Bäuerin aus der Küche hervor als ich ihn lobte. Auch der Bauer kam heute zeitiger vom Felde als gewöhnlich, und nachdem er seine Pferde in den Stall geführt hatte, brachte er mir ein großes Stück Brot, so daß ich also eine vollständige österreichische Mahlzeit halten konnte. Angenehm war es, daß man uns nicht in die enge Stube, sondern in die geräumige, luftige Hausflur, die sich allerdings zur Bewirthung von Fremden besonders eignete, auf einer der vielen Truhen, welche dort umher standen, setzen ließ, was freilich in Niedersachsen, wie der Leser auch aus der Hochzeitsbeschreibung in Immermanns Münchhausen weiß, durchaus nicht hätte gestattet werden können.

Nach Gmunden stieg ich durch das am Abhange eines Berges liegende Traun, welches sich zu ihm wie eine Vorstadt verhält, zwischen Gärten herein. Auf der Brücke stand ich lange, denn ich konnte mich nicht satt sehen an dem schönen Flusse. Er sieht dunkelblau aus, wie der griechische Wein, wenn er aus seinen Schläuchen floß, ist aber dabei durchsichtig bis auf den Grund. Auch der Brunnen am Thore, der in einem Magistratsanschlage offiziell ein „Brünn“ genannt wird, kam mir besonders lieblich vor. Ueberhaupt hat Gmunden schon ein recht südliches Aussehen, wozu der schöne Markt, der von Alpenjägern so voll ist wie der jenenser Markt von Studenten, nicht wenig beiträgt. Die Tuchladen sind schon wahre Grotten. Man sieht Häuser mit Thürmchen und besonders fiel mir ein hohes bürgerliches Privathaus auf, das ohne Absatz der Stockwerke massiv gebaut und mit einer kleinen Warte, die als Erker diente, versehen ist. Welcher Abstand von unserem Holzbaue in den Harzstädten, der jedesmal das höhere Stockwerk auf mächtige Balken etwas weiter über die Straße herausrückt, bis zu diesem geraden steinernen Gebäude! Unter den Häusern von Gmunden sieht man große runde Thore. Da die Hauptstraße der Stadt am Abhange des Berges liegt,

so gehen die Einfahrten der Häuser etwas bergan; sie werden daher immer enger und kommen den Wölbungen, auf denen die Häuser ruhen und die nicht im Verhältniß zu den Einfahrten ansteigen, immer näher. — So war auch das Haus des Hotzinger Brauers gebaut, wo ich für einen Zwanziger ein großes, prachtvolles Zimmer mit der herrlichen Aussicht auf den dicht unter meinen Fenstern liegenden Traunsee und den Traunstein erhielt.

18.

Bilder und Zeichen am Wege. Eine wandernde steiermärkische Rindviehheerde.

Salzburg.

Der alte Schiffer war zwar ein lustiger, aber zugleich ein weiser Mann, und es hatte etwas Liebliches, ihn vom Wetter und von den Winden sprechen zu hören. Der „birgige Wind“ (Gebirgswind), bemerkte er, der aus Italien kommt, schmelze den Schnee auf den Gipfeln der Alpen ach! so leicht, und der Nordostwind, der uns gerade im Rücken blase, bringe die schönen Herbste über Oesterreich. So habe man früher gesagt, setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu; aber da sei oft ein Donnerwetter zwischen die günstigen Prophezeihungen der Winde gefahren, und jetzt wisse man, daß jeder Wind schönes und „grobes“ Wetter bringen könne, denn unser Herrgott sei allmächtig. Dabei hatte die Sprache des Mannes einige

sehr gemüthlich klingende Eigenthümlichkeiten, von denen ich nicht beurtheilen kann, ob sie im Dialekte der Gegend begründet liegen, oder lediglich der Ausdruck seiner persönlichen Treuherzigkeit waren. So nannte er die Armen: die Armer. In seiner Gegenwart erfreute ich mich einmal wieder jener köstlichen Volksweisheit, welche stets auf einer mehr oder weniger poetischen Betrachtung des Menschenlebens beruht, noch immer keine andern Voraussetzungen hat, als vielleicht die Kenntniß einiger auffallenden Naturkräfte, und deren Resultat eine mehr praktische als theoretische Ergebenheit in den Willen des Geschickes ist. Diese Volksphilosophen sind ein prächtiges königliches Geschlecht, sie stammen vom weisen Salomo ab und saßen überhaupt im Alterthume auf den Thronen der Erde.

Wie sichtlich liegt der Segen Gottes auf den Alpenhöhen mit ihren hellen Krystallquellen! Wie ich diese bei dem Eintritt in die Alpenwelt von allen Seiten in die Thäler niederrieseln hörte, mußte ich wieder an die Höhen des Harzes gedenken, bei deren wenigen Bewohnern, z. B. auf dem Brocken, das Wasser kostbar ist wie Gold, weil man es meist mühsam aus den Thälern herausschaffen muß, und wo nur auf

einsamen Burgen hin und wieder derselbe Geist der Ausdauer, welcher die mittelalterlichen Dome schuf, einen Brunnen in schaurige Tiefe gegraben hat.

Als ich bei Ischl, welches von den Badegästen seit Kurzem verlassen war, die Alm bestieg, auf der der Kolowratsthurm liegt, sah ich an den Thüren der Häuser am Wege viele bunte Bilder angeklebt, theils weltliche, theils geistliche, und besonders zog an einer Mühle, welche von einer herabrinnenden Quelle getrieben wird, ein Spottgemälde auf die Schneider meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Müller sind überhaupt voll lustiger Streiche, und wie sehr gerade sie es auf die Schneider, mit denen sie in einer Handwerksfehde gelebt zu haben scheinen, abgesehen haben, weiß Jeder zur Genüge, der einmal von Leipzig nach Gohlis durch die Rathsmühlen ging, wo die Thüren von unten bis oben durch die Knappen mit weißbestäubten Böcken und Bügeleisen beklebt sind.

Unter den geistlichen Wahrzeichen am Wege nach dem Kolowratsthurme bemerkte ich ein liebliches Bild, welches freilich mehr auf den Fremden, als auf den Einheimischen berechnet ist; es stellt die heilige Familie auf der Reise nach Egypten dar. Auch zwischen Wien und Linz an einem vollkommen einsamen Orte

steht ein Marterbild, welches, allerdings in minder sinniger, doch nicht ungeschickter Weise ebenfalls auf den Reisenden Bedacht nimmt, indem es ihm mit der Unterschrift: „Wo willst Du hin, o Wandersmann?“ in den Weg tritt, ihn still stehen und betrachten und ihn endlich weiter gehen heißt. Auf den wandernden Protestanten, dessen Geistliche am Sonntag Nachmittags ihre Kirchen zuschließen und vom Montag bis Sonnabend ihren Studien oder dem Ackerbaue leben, macht es einen seltsamen Eindruck, sich im fremden Lande so unter freiem Himmel unter geistliche Obhut genommen zu sehen. — Schon seit Böhmen hatten mich die religiösen Zeichen am Wege beschäftigt. Dort sah ich meistens nur einfache hölzerne Kreuze von ungeheurer Größe, welche mitten aus den Feldern hervorragten. Auf den ungarischen Heiden verschwinden mit den Feldern auch diese. Garstig sind die Andachtsbilder in der Nähe von Wien mit ihren schnurrbärtigen Männern und hochbusigen Frauenzimmern, welche Kopf, Hals und Brust scham- und gefühllos aus dem Fegefeuer hervorstrecken.

Nirgends aber sah ich so viele Bilder und Zeichen am Wege, als an der Straße von Ischl nach Salzburg. Möglich, daß der Landmann hier die schöne

Natur, für welche ihm der Sinn keineswegs zu fehlen scheint, da sich die bunten Bilder an den reizendsten Punkten finden, schmücken will, wie er in der Einfalt seines Herzens aller Orten das Gehörn der schönsten Stiere in seinen Heerden bei festlichen Gelegenheiten mit Kränzen umwindet. Abgesehen aber hievon scheint ein anderer Grund in der Nähe des St. Wolfgang- und des St. Gilgensee's zu liegen, welche immer von Zeit zu Zeit von den Menschen ein Opfer verlangen. Für diese, als für plötzlich und unvorbereitet Verschiedene, soll dann gebetet werden, inbrünstig und viel, und man rückt die geistlichen Gedenktafeln auf alle Unglücksfälle an die Landstraße. Dort hört ja das Wandern nicht auf, an Einsamkeit und Sammlung kann es nicht fehlen, und in jedem Reisenden sieht der Katholizismus noch immer einen Pilger, der Zeit und Lust hat zu beten. So drängen sich die furchtbaren Ereignisse aus dem Dickicht der Wälder und aus den Tiefen der Seen gleichsam zu ihrer Sühne in die Nähe der Menschen, und leicht könnte daher der brave Seume Unrecht haben, wenn er auf seinem Spaziergange nach Syrakus aus der großen Anzahl der Gedenktafeln den Schluß zog, daß gerade auf der Landstraße selbst entsetzlich viel Unheil geschehen sei.

So lange die leichten hölzernen Denkmale Wind und Wetter zu trotzen vermögen, ist den Gebeten der Vorübergehenden Zeit gelassen, um die Seelen der Verunglückten aus dem Fegefeuer zu erlösen. Auf den Gedenktafeln finden sich Gemälde, welche für die Personen, die es getroffen hat, nicht allein Mitleid, sondern auch Hochachtung erwecken sollen, indem sie durch ihre würdevolle Haltung imponiren. Sie sind stets abgebildet, wie sie mit wunderbarer Ruhe und Gottergebenheit in den Fluten treiben, zuweilen ein Kreuz über die Wellen emporhaltend. — Neben den bezeichneten Tafeln, welche stets ausdrücklich zum Gebete auffordern, finden sich hier auch viele rein dogmatische. Hochgelobt sei die heilige Dreieinigkeit! jubelt dort Jemand. An einer andern Tafel liest man: „Joseph J. ist Bauer und Maria J. Mühlenbesitzer; beide sezzen ihren Patronen dieses Denkmal.“

Die salzburgischen Alpen sind bis zum Gipfel mit Tannen und Buchen dicht bewachsen, welche hier um so besser zu gedeihen scheinen, an je steileren Abhängen sie stehen. Große Bauernhütten liegen einsam am Wege. Sie sind mit Bäumen umgeben, unter denen die Einwohner bei ungeheuer langen Flachsbrechen beschäftigt waren, und in weiterem Umkreise mit Holz-

latten umzäunt, innerhalb deren das Vieh geht. Und hier muß ich eines prachtvollen Anblickes gedenken, der sich bei einer solchen Umzäunung mir darbot. Eine große steiermärkische Rindviehheerde wurde die Straße entlang auf einen Markt bei Salzburg zum Verkauf getrieben. Die Treiber hatten überall Mühe, sie auf dem Wege zu erhalten, doch gelang es meist durch lebhaften Zuruf. Als sie aber bei einem Bauernhause vorbei trieben, war die Heerde bei dem Anblick der eingehegten schönen Weide nicht länger zu halten, und die vortrefflich genährten, wuchtigen Thiere, deren braune Hautfarbe prächtig in der Sonne glänzte, brachen, noch gewöhnt an die Ungebundenheit auf der steierischen Alm, von allen Seiten in die Gehege ein, so daß das morsche Holz unter der Last des Rindviehes krachte, das sich mit den schwerfälligen Vorderfüßen auf die Umzäunung stürzte.

19.

Das Mittagsmahl der Knechte.

Reit im Winkl

Im Baierischen gewinnen die einstockigen Bauernhäuser fast ein noch stattlicheres Ansehen als im Salzburgischen. Sie werden eben so breit als lang, so daß sie fast ein Quadrat bilden, und dehnen sich nach allen Seiten hin so gleichmäßig aus wie einsam stehende Eichen. Die Dächer sind nach der Schweizerart, die sich jetzt auch in Amerika finden soll, von Holzbohlen, welche von schweren, der Reihe nach aufgelegten Steinen festgehalten werden. Die stattlichsten Häuser haben kleine Thürmchen mit Glocken, und so sind sie überall in den Tannenwaldungen zerstreut, bald allein als „Einöden," bald zu zwei bis drei als Weiler, bald zu fünf bis zehn mit einem Kirchlein als Dorf. An Wohlhabenheit

stehen die Besitzer der baierischen „Einöden“ den westphälischen Hofschulzen nicht nach.

In einer solchen Einöde, die zugleich als Wirthshaus dient, saßen wohl zwölf Knechte um einen Tisch, während die Herrschaft mit der Kellnerin besonders, aber in derselben geräumigen Stube zu Mittag aß. Die Knechte zerschnitten ihre Knödel auf einem großen Brette, das die ganze Tafel deckte und statt der Teller diente. Als die Mahlzeit beendet war, fuhren sie plötzlich auseinander, sprangen in die Mitte der Stube und wandten sich mit gefalteten Händen einem Winkel zu, wo das Bild des Gekreuzigten hing, welches ich sogleich bei meinem Eintritte in Baiern über dem Bette im Bureau des Paßbeamten erblickt hatte. In demselben Augenblicke begann auch ein heftiges Schreien und ein dumpfes Gesumme; zuweilen sprach der Oberknecht einige Worte allein, welche wie der Anfang eines neuen Gebetes klangen, dann wieder dasselbe Gesumme, und so fort. Wahrlich, der Katholicismus versteht das Organisiren, wenn er selbst diese Schaar von Bauernknechten, die sich wild und verworren zur Thüre hinaus drängten, nachdem sie beim Amen plötzlich Alle ihre Kappen in der Stube aufgesetzt hatten, welche sie theils schon

in den gefalteten Händen hielten, theils aus den Taschen hervorzogen — wenn er diese so für's Tischgebet zu organisiren vermochte. Man merkte beim Anblick ordentlich die Nähe des alten Görres und der historisch-politischen Blätter. Lieblicher trat mir der baierische Katholicismus freilich in einem andern Wirthshause entgegen, wo ich gestern übernachtete.

20.

Das Haus einer weisen Bäuerin.

Schon als ich Morgens aus den Thoren von Salzburg gegangen war, hatte ein Wegweiser, welcher mit der Inschrift: nach Traunstein und Tirol — von der geraden Münchner Straße ab, etwas zur Seite wies, meine Sehnsucht nach den schon vor Salzburg verlassenen Alpen auf's Neue rege gemacht. Noch viele Wegweiser mit derselben Inschrift standen an der Chaussée, endlich aber hörten sie auf. Aber immer war mir, als hörte ich aus dem Fichtengebüsch zur Linken so traulich rufen: nach Traunstein und Tirol! Und nachdem nun den ganzen Tag eine lange Alpenkette in der Ferne neben der Straße, auf der ich wanderte, hergezogen war, da stand es Abends, als eben die Sonne untergegangen, noch einmal an

einer Tafel geschrieben, am Saume eines Tannenwäldchens, in dessen trauliches Dunkel ein kleiner ebener, sandiger Weg, der seiner Breite nach nur für schmale Bauernwägelein berechnet schien, hineinlockte: nach Traunstein und Tirol! Jetzt widerstand ich nicht länger, und nach Verlauf einer halben Stunde führte mich dieser Pfad in ein kleines Walddorf, wo mir der stattlichste Bauernhof als Wirthshaus bezeichnet wurde.

Alles war hier vollkommen bäuerisch eingerichtet; doch bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Bauern in diesem Waldwinkel des Baierlandes nicht minder vortrefflichen Gerstensaft trinken, als den man aus München, Bamberg und Erlangen nach ganz Deutschland verschickt, und daß die Kellnerin, welche ihnen hier das schäumende Bier kredenzte, eine eben so eigenthümliche Schönheit war, wie diejenigen, welche die Maler als Münchner Kellnerinnen so gern auf unsere Kunstausstellungen senden. Die Kellnerin, welche sich mit den Gästen aus dem Orte Du nannte, war in diesem Tannenwalde aufgewachsen, und bis auf diesen Tag eine vollkommene Bäuerin geblieben. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Kellnerinnen, in welcher die Eigenthümlichkeiten der baierischen Frauen-

tracht, und besonders das so überaus sinnliche baierische Mieder, noch stärker hervortreten. Mit dem kleinen bäuerisch-üppigen Körperbau contrastirten auffallend die seltene Feinheit der Gesichtsfarbe und die schönen Wimpern und Augenbraunen, — kurz, ich sah eine vollendete baierische Schönheit vor mir. Bald bemerkte ich, daß diese Kellnerin mit derselben Unschuld hier die Gäste bediente, mit der die Sennerinnen auf den nahen Alpen im Salzburgischen und in Tirol ihre Heerdeu hüten.

Als sie mir beim Eintritt in die Stube einen großen Krug Bier hinsetzte, verlangte ich auch eine Fleischspeise. Sie holte die Wirthin, eine stattliche Bauerfrau, herbei, welche mich ganz diplomatisch meinen Wunsch in ihrer Gegenwart noch einmal wiederholen ließ. Sie weigerte sich nicht, ihn zu erfüllen, sah mich sehr wohlwollend, aber nachdenklich an und bemerkte: es sei freilich heute Freitag. Zwar ließ ich nun sogleich meine Forderung fallen, aber die Wirthin blieb neben mir stehen und fragte: „Essen's bei Ihnen zu Hause Fleisch am Freitag?“ eine Frage, die sie mehr als Köchin wie als Katholikin an mich zu richten schien, und wobei ihre Augen wenig Bigotterie, wohl aber eine unbeschreiblich gutmüthige

Neugier verriethen. Auch das baierische Gretchen stand noch immer neben mir und hörte aufmerksam meiner Beantwortung dieser Frage zu, in welcher die Frage: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?“ so baierisch sinnlich gefaßt war. Hiermit war indessen das Examen, das ich zu bestehen hatte, noch keineswegs zu Ende; die Reisenden auszufragen, ist ja aller Orten ein gutes Recht des Volks. Wie lebendige Wunder schreiten sie durch die Felder und Auen der Fremde dahin, wie Räthsel, welche man durch Fragen nach ihrer Herkunft lösen kann. Und außerdem ist hier in den baierischen Tannenwäldern und Gebirgen jeder Reisende mit seinem Ränzel auf dem Rücken ein wandernder Concurrent der nahen Allgemeinen Zeitung, dieser beharrlichen Trösterin deutschen Heimwehs im fremden Lande: man will Alles von ihm wissen, wenigstens was die Könige und Gewaltigen auf Erden machen, was Krieg und Frieden, Pest und Hungersnoth betrifft.

Auch die bäurische Matrone sah mich noch lange wohlwollend an, und ihre Neugier richtete noch einige Fragen an mich, die aber dann allemal sogleich, ehe ich antworten konnte, ihre Weisheit sich selbst leise

beantwortete. Sie fügte nämlich jedes Mal mit weisem Kopfnicken ihre Vermuthungen als Antwort hinzu. „Sind wohl weit her?“ fragte sie. „Aus Ungarn,“ fügte sie leise hinzu. Da sie nun hiermit wenigstens errathen hatte, woher ich für den Augenblick kam, so fragte sie nach einer kurzen Pause in ihrer unbeschreiblich gutmüthigen Neugier weiter: „Was gibt's Neues?“ — „Nix,“ setzte ihre Weisheit sogleich hinzu. In dieser eigenthümlichen Art ging unsere Unterhaltung im Stillleben der baierischen Wirthschaft fort.

Vor dem Abendessen knieten die Knechte alle nieder. Durch ihr lautes Beten herbeigelockt, kamen auch die Kinder aus der Nebenstube herbei, ihnen folgte behaglich die Mutter, und Alle knieten nieder. Sogar die Gäste ließen endlich ihre Krüge stehen und knieten. Ganz zuletzt kam noch die Kellnerin aus der Küche hereingesprungen und kniete gerade mir gegenüber vor der Tafel, hinter der ich saß. Nach Tische bat sie um die Erlaubniß, sich mit ihrer Arbeit (sie nähte an einem Hemde) mit zu meinem Lichte setzen zu dürfen, und ein anderes Mädchen, das noch mehr Kind als Jungfrau und dazu etwas verwachsen war, setzte sich

stillschweigend und ungebeten mit hin. Als ich mein Nachtlager aufsuchen wollte, ergriff diese rasch den Leuchter und führte mich hinaus. Die schöne Kellnerin und die baierische Wirthin wechselten in diesem Augenblicke bedeutsame Blicke mit einander, und wie ich aus der Thüre ging, bemerkte ich, daß beide zu einer geheimen Berathung zusammen traten. Auf der Treppe kam die Kellnerin hinter uns drein und nahm, ohne ein Wort zu sagen, der kleinen Buckligen den schweren Leuchter aus der Hand. Das baierische Gretchen und die weise Bäuerin hatten es für schicklicher gehalten, daß die reife, in herrlicher Körperfülle blühende Schönheit, als daß ein kleines verwachsenes Mädchen dem Reisenden das Nachtlager anweise. Diese tappte indessen nun mit leeren Händen immer hinter uns drein, und so wurde ich unter dem Dache des Hauses durch alle Schlafzimmer geführt, welche meistens große Säle waren, in denen hier und da ein einsames Bett stand. Auch mein eigenes Nachtlager war in einem solchen Saale, dessen Thüre nicht eingeklinkt werden konnte, weil sie in einen Vorsaal führte, welcher zu Zeiten mit diesem zu einem Tanzsaale vereinigt wird. Durch die offene Thüre sah ich später die Knechte und Mägde, so wie die übrigen Bewohner

des Hauses mit ihren Lampen sich zerstreuen und in den weiten Vorsälen ihre Lagerstätten suchen.

Noch war es nicht Tag, als mich diesen Morgen ein unharmonisches Quieken, das vom Hofe herauf scholl, aus dem Schlafe weckte. Als ich ins Haus hinunter kam, waren Knechte und Mägde sämmtlich bereits in Thätigkeit. An der Treppe in der Flur begrüßte mich die behagliche Wirthin freundlich und zutraulich. — Wenn ich nicht den Sonntag da bleiben und mit der Kellnerin einen Tanz versuchen wolle, sagte die weise Bäuerin, so solle ich den Samstag wenigstens in ihrem Hause rasten; Fleisch könne ich heute haben so viel ich wolle, frisches Fleisch, denn sie habe bereits diesen Morgen ein Schwein geschlachtet. Und dabei drehte sie, als wollte sie damit den Ketzer (?) zum Dableiben verlocken, mit der Hand ein fettes Thier herum, das bereits ausgeweidet an der Wand hing, und ließ mich den breiten Rücken sehen. — Gute Wirthin, wer bei dir Hütten bauen — ich meine essen, trinken und fasten könnte! — Ich gedachte an die kolossale Häuslichkeit in den vielen Sälen und Gemächern des stattlichen Gebäudes, durch welche mich am vorigen Abende die Kellnerin geführt

und in denen die hohen Betten Sonntags den Reihen der Tänzer Platz machen. Aber die Welt ist draußen weit und schön. Ich gab dem alten und dem jungen baierischen Weibe die Hand und trat ins Freie.

21.

Der Schwabacher.

Vor dem Dorfe kam ich gleich wieder in den Tannenwald. Mit einer Anzahl neugieriger Bauern, die an verschiedenen Orten einzeln aus dem Tann hervorkamen, ging ich nach Traunstein, wohin sie sämmtlich in verschiedenen Prozeßsachen aufs Gericht geladen waren; man sollte meinen, es könnte nur der böse Feind selber sein, der in dieser Einsamkeit, auf den durch große Waldstrecken von einander getrennten Gehöften so viel Aergerniß geben kann. Um in ihre Gerichtsstadt zu gelangen, müssen die Bauern über eine geflochtene Stiege steigen, welche auf dieser Seite von Traunstein die Thore vertritt. Unter denen, welche auf dem Markte umhergingen, bemerkte ich einige, deren schwarze Jacken, von feinem glänzenden Tuche, einen seltenen Wohlstand verriethen, die aber der

Landestracht vollkommen treu geblieben waren. Und wenn auch nach den verschiedenen Ständen einige Modifikationen eintraten, die auch an der Volkstracht um so weniger ausbleiben, als die vornehmen Pariser Moden, wenn sie sich längst überlebt haben, gewöhnlich überall auf den Schnitt der Volkstracht leise nachwirken: so war doch die bei Allen von Kopf bis zu Füßen beibehaltene schwarze Farbe des Tuches fast allein schon genügend, um in der Kleidung eine Uebereinstimmung von eigenthümlicher Wirkung hervor zu bringen.

Unter den Passagieren, welche im Gasthofe zur Post auf die Abfahrt des Stellwagens nach Reit im Winkl warteten, befand sich eine ächte Volksgestalt, die, wie sich später zeigte, unter dem Namen des Schwabachers von Traunstein bis Reit im Winkl jedem Kinde bekannt war. Ein treues Bild der Gutmüthigkeit und der Neugier, saß er zwischen zwei fremden Knaben, einem Italiener und einem Tiroler, in der Mitte. Beide hatte er zufällig im Wirthshause getroffen und bewirthete sie mit Bier und Brot, um sie auszuhorchen. Nun war es ergötzlich, wie er den Tiroler zur Rechten zum Trinken nöthigte, und fast im selben Augenblicke sein linkes Ohr, auf dem er

fast gar nicht hörte, tief zu dem Italiener nieder neigte, um zu vernehmen, „was er für einer sei.“ Dieselbe Frage: „Was bist denn du für einer?“ die in der That so viel enthält, wie die berühmten Fragen, welche die homerischen Wirthe ihren Gästen nach dem Mahle vorlegten, zusammen genommen, legte er später im Stellwagen auch mir vor. Als er aufstand und die Knaben sich satt gegessen und getrunken hatten, sprangen sie sehr vergnügt um ihn her und ließen nicht ab, bis er noch beim Einsteigen in den Wagen dem einen ein Messer und dem andern ein Paar Feuersteine abgekauft hatte. Der Schwabacher, ein Mann in seinen besten Jahren, hatte, obgleich sich zu seiner Schwerhörigkeit noch eine bedeutende Heiserkeit gesellte, so daß zwischen ihm und einem Taubstummen nur ein gradueller Unterschied stattfand, sich doch eine leibliche und geistige Frische erhalten, welche einem solchen Lazarus wohl nur unter so einfachen Lebensbedingungen, wie sie mitten im Volke und in der freien Gebirgsnatur vorhanden sind, bewahrt werden kann. Auf seinen Wangen glänzte noch das Morgenroth der Jugend, während Körperbau und Wuchs bereits die volle Reife des Mannesalters verriethen. Mit dieser Frische Hand in Hand ging hier die größte Geduld im Leiden und eine ungeschwächte Lebenslust.

In einem Gasthofe, wo wir unterwegs anhielten, zeigte er sich gegen die Frauen in volksthümlicher Weise galant, und seine Gebrechen hinderten nicht, daß seine Aufmerksamkeit aufs Freundlichste angenommen und erwidert wurde, zumal man in ihm auch einen unermüdlichen Tänzer auf allen Festen und Kirchweihen zu schätzen wußte. Im Stellwagen ließ ihm seine Gefälligkeit keine Ruhe, und oft sprang er mit einem Satze hinaus, um einem Vorübergehenden irgend einen Dienst zu leisten, nach dessen Verrichtung er, von den übrigen Passagieren etwas über die Achsel angesehen, ganz demüthig wieder in den Wagen kroch. Als der Wagen, nachdem die anderen Passagiere sich hier und da in den Waldhäusern zerstreut hatten, einen steilen Berg hinan fuhr, hieß der Fuhrmann ihn wie einen Knecht die Pferde beim Kopfe nehmen und langsam hinan führen, was er auch geduldig that, während der korpulente] alte Kutscher behaglich mit mir hinter seinem einträglichen Fuhrwerke einherging. Er ist eine wichtige Person auf der Straße von Traunstein nach Reit im Winkl. Bald vor diesem, bald vor jenem einsamen Waldhause hatte er Halt gemacht, und vor einigen der stattlichsten waren auf seinen Ruf ganz vornehme Damen erschienen, um ihre Briefe, auch

wohl einige seltene Gemüse aus der Stadt in Empfang zu nehmen. Der alte Bürger von Traunstein hing seine Hand in meinen Arm, und mit jenem unbeschreiblichen Wohlwollen, welches mich gerade an den Baiern so oft gefreut hat, weidete er sich an meinem Entzükken über einen Alpenwasserfall, den er mir im Mondscheine zeigte. Dem guten Schwabacher freilich wußte er wenig Dank, da wir auf dem Gipfel des Berges anlangten, und als dieser einmal in eine Mühle am Wege ging, ließ er sogar alsbald seine Pferde traben und begnügte sich, einem Kinde, das gerade vorbei ging, aufzutragen: „Der Schwalbacher soll laufen, daß er nachkümmt.“ Wirklich holte dieser in seinen Schuhen und Strümpfen die trabenden Rosse wieder ein und setzte sich so still als möglich wieder an meine Seite. Vor Reit im Winkl sprang der Schwabacher abermals aus dem Wagen, ohne daß seinethalben der Fuhrmann die trabenden Pferde gehemmt hätte, und ich sah ihn seiner Wohnung, einem stattlichen Gehöfte, zueilen, das, etwas abseits von der Landstraße, am Saume des Waldes lag.

22.

Baierische und österreichische Sabbathstille.

Achenthal.

Als ich zu Fuß von Reit im Winkl weiter reiste, sah ich im baierischen Gebirge in der Sonntagsfrühe die Leute zur Kirche gehen und in Tirol sah ich sie heraus kommen. Ueber den Grenzzollhäusern lag die schönste Sabbathstille, und ich fand die bairische Sabbathstille nicht schlechter als die österreichische, und umgekehrt. An der bairischen Mauth, welche ganz im Gebüsche versteckt liegt, sah ich Niemand als ein paar Füllen, welche uneingehegt in der Nähe weideten. Die k. k. Finanzwache aber wusch sich gerade in einer hellen Quelle, welche dicht vor der österreichischen Mauth vorbei fließt, die Augen aus, und fast machte es mich bedenklich zu sehen, wie vertraut sie mit der Alpenquelle war und wie sie hier auf der

Grenze nicht minder als eine Sennerin auf der Alm mit der Natur verwachsen schien. Unmittelbar nachdem ich von Sachsen nach Böhmen hinein gegangen war, hatte mich ein noch ganz junger Finanzsoldat, mit dem ich mich bei böhmischer Musik im Wirthshause zur Post bei Arbesau ganz gut unterhielt, sehr bewegt und feierlich versichert: es könne alles anders werden auf der Welt, das gebe er zu, aber — bei Gott! — hier auf der Grenze werde es niemals anders werden.

Unweit der beiden Zollhäuser sah ich verschiedene Gebäude, an deren Thüren gewaltige Vorhängeschlösser hingen; vermuthlich waren ihre Bewohner sämmtlich zur Kirche gegangen. An einer so verschlossenen Thüre las ich einen Anschlag, welcher den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ mit der Antwort „In Ewigkeit Amen!“ empfahl und für jedesmaliges Grüßen hundert Tage Ablaß bewilligte, „fünfzig Tage für den also Grüßenden und fünfzig für den Dankenden.“ — Sicherlich fallen in diesen Wäldern die Edikte der römischen Gewissenskanzlei in einen guten Boden, und besonders bemerkte ich gottesfürchtige alte Weiber, die ihr „Gelobt sei Jesus Christus“ so hell und vernehmlich in die Sabbathstille hinein riefen, daß es der

schöne blaue Himmel über uns unmöglich überhört haben kann.

„Ach, grüß Gott! grüß Gott!“ riefen ein paar alte Männer mir schon von weitem entgegen und ihre Augen glänzten vor Freude und Lust. Die beiden Großväter hatten im Kirchdorfe vor dem Mittagessen getrunken. Hand in Hand kamen sie mit etwas unsicherem Gange in der Mitte der Straße langsam daher gewandelt, und zogen so lärmend und jeden Augenblick stehen bleibend ihren einsamen Häusern zu. Ueberhaupt war es ein prächtiger Anblick, an diesem hellen sonnigen Sonntag Mittag die Leute heimgehen zu sehen. Unmittelbar vor der Kirche vertheilten sie sich gruppenweise nach allen Seiten, und besonders eine Wiese, welche zwischen dem Dorfe und den Alpen lag, wurde plötzlich von den herrlichsten Gestalten belebt. Es waren besonders viele Sennerinnen in der Kirche gewesen, welche in den letzten Wochen mit ihren Heerden von der Alm zurückgekehrt waren; hohe herrliche Gestalten, die in ihren festlich glänzenden Tirolerhüten, diesem keuschen Schmuck mit seinen Goldtroddeln, gegen den das baierische Mieder, das den schönsten Theil des weiblichen Körpers so glänzend hervorhebt, hier bereits etwas in den Hintergrund trat, einen besonders

schönen Anblick darboten, wie sie in ihrem festen freien Gange über den Anger dem Waldsaume am Gebirge zuschritten.

In der Schenke des Dorfes, wo die Bauerfamilie gerade zu Mittag aß, sah ich die Sennmagd mit dem hohen Sonntagshute zu Tische sitzen, während alle andern mit entblößten Häuptern um sie her saßen, ein eigenthümliches Vorrecht, das Schönheit und Jugend hier genießen. Auffallend, aber höchst natürlich war auch das lebhafte Spiel der Geschlechter, das zwischen der Sennerin und dem Sohne des Hauses, einer reinen kindlichen Seele, so unverhohlen statt fand. Es war ein fortwährendes Necken, Lachen und Jauchzen bei Tische, an dem selbst die beiden Alten Theil nahmen.

In Kufstein, wohin ich bald gelangte, mahnte mich Friedrich List's Grab an die ferne Heimath und an das Vaterhaus, wo ich diesen Mann gesehen, als er von Amerika zurück kam. Nachdem er am Abende mit seiner Familie sich uns zutraulich genähert, wie sich der Fremde in Amerika dem Farmer nähern mag, der an seine Fenz gelehnt steht, sah ich am anderen Morgen, die lange Pfeife mit einem Stricke statt der Schnur umwunden — in Amerika sei das so Mode,

hatte er gesagt — hoch oben auf dem Bocke neben dem blasenden Postillion, den Nationalökonomen vorbeifahren, der kurz darauf die ersten Fäden seines Eisenbahnnetzes über Deutschland auswarf.

Hinter Kufstein lag an diesem Tage alles voll Militär, und bis ich ein Nachtquartier fand, mußte ich lange auf der Straße zwischen den Alpen im Mondschein von einem einsamen Gasthofe zum andern fortwandern, während der Sonntag langsam und feierlich mit den letzten Schüssen eines Scheibenschießens im Gebirge verhallte. Und hier sah ich zum ersten Male die von Reisenden so oft gerühmte und gepriesene Erscheinung, daß am Abende schöner Tage der Mond mit seinem blassen Zauberstrahle leise an hohes starres Gebirge rührt und ihm den Schein einer geheimnißvollen ätherischen Lebendigkeit anhaucht.

Unter den Bildern am Wege, welche sich, wie die meist in der Zeichensprache geschriebenen polizeilichen Verordnungen, hier durch große Einfachheit auszeichnen, fiel mir folgendes besonders auf. Es ist ein Fleischer auf der Reise ermordet und der Thäter nicht entdeckt worden; nun hat man die Mordscene ohne alle weitere Betrachtungen an eine Tafel gemalt und nur

ein großes Auge darüber gesetzt. Daß ein helles Auge über diesen dunkeln Wäldern wacht, gibt dem Tiroler die Beruhigung, deren wir Alle zum Leben bedürfen, und diese einfache Vorstellung ist zugleich der Kern des Glaubens, den hier der Katholicismus in so bunten Bildern aus einander legt. Ein über dunkeln Wäldern ruhendes Auge — spiegelt sich hierin nicht die ganze Transcendenz in ihrer reinsten und sinnigsten Auffassung?

Ich trat in eine Kirche am Wege, wo eben Messe gelesen wurde. Der Gottesdienst gefiel mir besonders wohl. Die Chorknaben sprangen wie die Gemsen hinter dem Geistlichen am Altare herum, und der Meßgesang der Gemeinde näherte sich nur zu sehr einem vielstimmigen Jodeln auf der Alm. Alles war hier so frei und natürlich, und ein schönes schlankes Mädchen, das städtisch gekleidet war bis auf den hohen glänzenden schwarzen Hut, den sie gleich den übrigen Frauen auch in der Kirche schief gerückt über dem linken Ohre trug, bemühte sich vergebens kokett zu sein; denn wie sie auch bei dem Klange der Meßglocke fortwährend ihre Stellung wechselte, bald niederkniete, bald emporfuhr, die beabsichtigte Koketterie glitt an der

schönen Weiblichkeit ihres schlanken Gliederbaues ab, und wie sie auch das schön geschmückte Haupt herum warf, ihre Bewegungen glichen denen des Hirsches, der den Kopf mit dem schönen Geweih bald hebt, bald senkt.

32.

Der Hausirer von Schwatz.

Ein Hausirer aus Schwatz, den ich beim Weitergehen nach der Lage des Passeierthales gefragt hatte, ohne dabei Andreas Hofers zu erwähnen, setzte seiner Antwort sogleich die Worte hinzu: „Ja, mit dem Hofer, das war eine Fügung Gottes.“ Und dazu lächelte er vergnügt. Nicht ohne tirolisches Selbstbewußtsein charakterisirte er nun den braven Mann in der That nicht minder richtig, als wenn ihn Anastasius Grün in einem seiner neuesten Gedichte mit den Worten einführt:

Kein Einzler komm' ich, nein, ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwollen, brausend,
Das rettend in sein Felsenschloß getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstern Tagen.

Sonst war die Geschichtsauffassung des ehrlichen Tirolers nicht sehr zu empfehlen, denn er war der Ansicht, daß Tirol damals nur gegen Baiern gefochten, welches an einem gewissen Napoleon einen mächtigen Bundesgenossen gefunden habe. Er versicherte, zwischen Baiern und Tirol werde niemals Friede werden; so harmlos ist dieses Volk, daß es kaum einen wesentlichen Unterschied bemerkt zwischen den welthistorischen Kämpfen der Hofer'schen Schützen und den kleinen Fehden der Alpenjäger auf der Grenze von Baiern und Tirol. „Ja, die Baiern," meinte der Hausirer, „das ist eine böse Nation, wo die überhand nehmen!" Und selbst das bairische Wild, welches zuweilen über die Grenze nach Tirol herein kommt, wollte er nicht loben, so wenig als das bairische Gras; beides sei viel kleiner als in Tirol. Als er nun hörte, daß ich ein Preuße sei, bemerkte er listig: er wisse wohl, in Preußen sei auch ein Aufstand gegen Baiern gewesen und Tirol werde an Preußen einen treuen Bundesgenossen finden, wenn es wieder einmal gegen Baiern gehe. Hier trennten sich unsere Wege und zutraulich reichte er mir die Hand zum Abschiede, vielleicht in der Hoffnung, daß ich selbst in Reih und Glied noch ein Mal als Soldat wieder

kommen würde, um den Tiroler Jägern gegen die bairischen beizustehen.

Ich wandte mich hier auf die Straße von Rattenberg nach Achenthal, welche bald an einer einsam stehenden Alpe mühsam emporklomm. Nachdem diese erstiegen war drängte sich Alpe an Alpe und ich glaubte mich in der Krone eines Riesenbaumes zu befinden, die auf dem Stamme jener einsam stehenden Alpe mächtiges Geäst nach allen Seiten hin ausbreitet. Sehr spät erst hören am Wege die einzelnen Häuser, meist Sägemühlen, auf. Vom Gebirge herab, an dessen Abhange sie liegen, strömt auf sie zu eine frische Alpenquelle, welche sich gerade auf das Dach zu ergießen scheint, aber vom menschlichen Gewerbsfleiße im selben Augenblicke ergriffen und geleitet wird und sich in seiner starken Hand in Segen verwandelt. Diese Krystallbäche gehören daher hier so gut zu den Häusern der Menschen als die rauchenden Schornsteine, und die schäumenden Nahrungsquellen, welche von den Spitzen der Gebirge zu den Menschen herabrauschen, mögen hier den einsamen Häusern leicht denselben Werth verleihen, den ein Bürgerhaus in einer deutschen Mittelstadt besitzt.

24.

Ein Wirthshaus in Tirol.

Auf der weiten Hausflur des großen Wirthshauses zu Achenthal saßen, als ich eintrat, Tirolermädchen in malerischen Gruppen beisammen, während in einer Kammer hinter der Wirthsstube eine Anzahl junger Bursche sich befand. Alle waren der Landessitte gemäß beschäftigt den Hausbewohnern bei einer ländlichen Herbstarbeit, welche das Einsammeln der Wintervorräthe nöthig macht, zu helfen. Hier im Wirthshause ging indessen die leichte Arbeit, welche ja ohnehin wohl nur während der rauhen Jahreszeit die Geschlechter zusammen führen soll, bald in Tanz und Vergnügen über. Von der Kammer her erscholl zuerst aus tiefster Brust das bedeutungsvolle volksthümliche Jauchzen, das dem Locken der Waldvögel so ähnlich ist; es wurde von einer Stimme in der Hausflur beantwortet,

und allmählich fand sich Alles in der dazwischen liegenden Stube zusammen.

An ächten Volksscenen fehlte es dabei nicht. Zu der bereits versammelten Gesellschaft traten einige Schützen herein, welche von einem nahen Scheibenschießen zurückkehrten und verkündeten, daß sie draußen einen berauschten Kameraden hätten stehen lassen, man möge entscheiden, ob er herein kommen solle. Der draußen stieß eben selbst ein Jodeln aus. Er war der allgemeine Liebling und wurde herein gerufen. Er schien zu wissen, daß man über ihn berathen hatte, denn er lachte still in sich hinein, als er, ein schöner kräftiger Bursche, etwas schweren Ganges, die Büchse über der Schulter, herein trat. Er setzte sich ruhig nieder und rief ein Mädchen zu sich. Sie kam, und ein anderes Mädchen, das eine stille Liebe zu ihm im Herzen trug, kam auch herbei und stellte sich schweigsam und bescheiden neben die beiden. „I mag di nit,“ sagte er zu dieser und gab der ersten sein Glas zum Trinken in die Hand. Sie trank und mischte sich wieder in die Reihen der Tänzer. Und da die Verschmähte nun doch neben ihm stehen blieb, gab er ihr auch aus seinem Glase zu trinken. Endlich legte er den Kopf auf den Tisch und schlief ein, und wie

ich die zweite nun immer noch neben ihm stehen sah, dachte ich: „Die beiden müssen wohl für einander sein.“

Mehrere Kohlenbrenner, welche einen Kohlenwagen von ihren rauchenden Meilern, die hier dreimal so groß sind als im Harz, nach Achenthal geführt hatten, musicirten zum Tanze. Die Kohlenbrenner spielen in der deutschen Sage eine große Rolle; der Charakter, den sie ihnen anweist, ist bei aller Beschränktheit doch höchst edel. Sie sind von der Sag dazu ausersehen, Königs- und Grafenkinder, welche sich im Walde verloren haben, wieder zu finden und zu ihren Eltern zurück zu bringen. Für das ihnen geschenkte Vertrauen nun erweisen sie sich ihr auch noch in neuerer Zeit dankbar, wenn auch nicht gerade durch den sprüchwörtlich gewordenen Köhlerglauben, so doch durch die Pietät gegen sagenhafte Lokalüberlieferungen. Und wie sollte auch dieses Geschlecht der Sage gegenüber nicht conservativ sein und vergessen, was auf der ungepflügten, mit duftenden Kräutern bewachsenen Waldscholle, von wo der Köhler Jahre lang zwischen den grünen Baumwipfeln den bläulichen Rauch seiner Meiler zum Himmel aufsteigen sieht, geschehen sein soll, oder wirklich geschehen ist!

Die vier Waldbewohner im Achenthaler Wirthshause verzehrten sehr viel, vermuthlich weil sie als Musikanten hier eine außerordentliche Einnahme hatten; sie sangen am schönsten, wußten die meisten Lieder, klatschten sich am derbsten die Hände und Waden beim Tanze, wurden aber von den anderen nicht für voll angesehen. Dennoch eröffnete ein ungeheuer langer Kohlenbrenner den Tanz mit einer derben Magd, und überhaupt kamen mir die Viere als die Priester und Pfleger des Volkslebens vor, das sich hier vor meinen Augen entfaltete. Noch mehr als von dem Langen konnte dies von einem anderen, dem jüngsten von ihnen gelten, aus dessen rußigem Gesichte sehr feine, etwas melancholische Züge hervorschauten, und dessen ganzes Wesen überhaupt so eigener Art war, daß man hätte glauben können, er eifere mit Bewußtsein für Aufrechthaltung der alten Volkssitten, ohne daß er deßhalb selbst aufgehört hätte zum Volke zu gehören. Als alle Anwesenden sich ausgetobt hatten und ruhten, wählte er sich die schönste Dirne zur Tänzerin; und wie nun seine Wahl ohne alle Nebenrücksichten nur der Schönheit galt, so waltete auch in dem Tanze ein höheres, gleichsam ethisches Moment vor; ja, es war gleichsam nur eine Andeutung des

Tanzes, wobei jedoch das volksthümliche Element desselben nur um so schärfer hervortrat. Es wurde nämlich dabei gar nicht gesprungen, sondern der Kohlenbrenner führte sein Mädchen nur im Kreise herum, blieb aber, ächt tirolerisch, jedesmal vor den Musikanten stehen und sang ihnen einen Vers zu, dessen Melodie dann die Instrumente und dessen Worte alle Anwesenden singend wiederholten, während er mit seiner Schönen, die er keineswegs vernachlässigte und deren Wangen im zärtlichen Geflüster sein Kopf ganz nahe kam, weiter spazierte, ohne auf die Anderen zu achten. Wohl eine Stunde lang unterhielt er so die Gesellschaft. Er zeigte sich unerschöpflich in seinen Liedern, und ohne im Vortrage das Maaß der Schönheit zu überschreiten, sang er sie mit einer Leidenschaft und mit einer Hingebung, die mich mit Staunen erfüllte. Auch die Wahl seiner Lieder war nicht ohne Bedeutung, und eines davon, worin der Wunsch ausgesprochen wurde für die Zukunft des heiteren Tirolervolks:

Daß wir fein lustig sein
Hier in Tirol!

wird mir noch lange in den Ohren summen und mich mit Sehnsucht nach den Tiroler Alpen erfüllen.

25.

Ein blauer See und ein schönes Schwesterpaar. Honoratioren und Wilddiebe.

Augsburg.

An der Straße von Achenthal nach Ebensee, bereits auf bairischem Grund und Boden, liegt das Bad Kreuth. Es bot einen recht charakteristischen Anblick dar für ein Bad, wo am Ende der schönen Jahreszeit die Menschen verschwinden und die Natur im Winter sich selbst überlassen ist wie im tiefsten Waldesdunkel. Ein Esel, der im Sommer manche schöne Bürde auf die Spitzen der umliegenden Gebirge getragen haben mochte, war das einzige lebende Wesen, das ich erblickte. Der Wirbelwind wehte die gelben Blätter im Kreise von den höchsten bewaldeten Bergspitzen gerade in die Mitte des freien Platzes, wo der Esel stand, und dieser suchte vergebens den

dichten Blätterregen mit dem Kopfe von sich abzuschütteln; gewiß das traurigste Bild, das man von einem berühmten Orte mit hinwegnehmen kann. Ueberhaupt aber war es für mich einer jener tief melancholischen Regentage, die man zwar bei blauem Himmel, aber nur im Herbste auf einer Wanderung zwischen hochbewaldeten Bergeshöhen erleben kann, wenn in unabsehbarer Reihe von den steilen Höhen herab die Blätter auf die Landstraße fliegen.

Desto heiterer gestaltete sich die Reise, als der Wald aufhörte und der See begann. Indem ich mich seiner dunkelblauen Wellen freute, schritt ich, da ich gerade keinen Kahn sah, an seinem Ufer entlang, um ihn zu umgehen. Schon war ich dem Städtchen Ebensee ziemlich nahe gekommen, als ein junger katholischer Geistlicher, der hinter mir her kam, mich versicherte, es sei kein Umweg bis zu einem Hause, das er mir bezeichnete, zurückzugehen und mich von dort aus überfahren zu lassen. Ein Umweg war es nun allerdings sichtlich; da er indessen selbst ihn so eben gemacht hatte, so schwieg ich still und kehrte geduldig um. Möge der Himmel diesem Armen nie den Blick aufschließen für den Umweg, den er täglich zu machen scheint! Ach, der gerade Weg ist nicht

immer der beste, zumal wenn man auf Umwegen von einem schönen Schwesterpaare mit kräftigen Armen über den tiefblauen See zum Ziele gerudert werden kann, wie hier.

Abends saßen wir Alle einmüthig an der langen Wirthstafel im Hinterstübchen der Post, nämlich der Postmeister von Tegernsee, die Honoratioren, ein Münchner und ich. Die Honoratioren dieses bairischen Städtchens waren roher als sonst an kleinen Orten. Nur der Kleidung nach schienen sie über den gemeinen Leuten dieser Gegend zu stehen, vor deren verrufenem Dialekte sich ihre Sprache in nichts auszeichnete. Ich fand es ganz natürlich, als ich bemerkte, daß sie sich mit dem Volke Du nennen. Dennoch würde man sehr irren, wenn man hieraus auf ein freundschaftliches Verhältniß der Stände zu einander schließen wollte: im Gegentheil leben hier diese bairischen Honoratioren, welche meist Förster sind, mit dem gemeinen Manne, der in der Regel Wilddieb ist, in fortwährender Fehde, die keineswegs ausschließlich von Amtswegen geführt wird, sondern oft auf dem tiefsten persönlichen Haß beruht. Einer der Anwesenden versicherte, wenn er einen Wilddieb in dem Augenblick, wo dieser eben einen Hirsch erlegt habe,

vollständig in seine Gewalt bekäme, so würde er ihn lebendig im Walde begraben. Nur in der Einsamkeit der Wälder werden diese Fehden geführt; unter den Menschen sitzen die Förster mit den Wilddieben, welche sich nicht selten ein bedeutendes Vermögen erwerben, oft friedlich und scheinbar zutraulich neben einander. An der Tafel, vor der wir saßen, trafen sich eines Tags ein Oberförster und ein gefährlicher Wilddieb. „Ich gehe dir nun fünf Tage nach," sagte der Oberförster zu diesem; „und ich dir sechs," antwortete der Wilddieb. Am andern Tage fand man den Oberförster todt im Gebirge.

Um diesen furchtbaren Haß zu verstehen, muß man wissen, daß hier die Förster noch mit den übrigen Jägern um das Jagdrecht kämpfen, das im nahen Tirol faktisch wenigstens noch ein allgemeines ist, wie es ohne Zweifel auch auf den bairischen Alpen vor nicht allzu langer Zeit noch ein allgemeines war. Wo nun so das Recht und das Unrecht auf demselben Stamme gewachsen sind, bis sie später erst sich trennten, wer kann da sagen, wann der Sieg zwischen beiden entschieden wird? Der Gott aber, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, macht Tag für Tag das Waldesdüster für den

Förster wie für den Wilddieb. Und wie leicht und wie oft mag die Tafel des Gesetzes umsinken, die in diesen Wäldern aufgerichtet wird! Regen und Schnee löschen ihre Schrift aus, das Gras wächst darüber hin, das von allen Seiten gehetzte Wild setzt in großen Sprüngen darüber hinweg, und wer mag entscheiden, von wem sie eben mehr mit Füßen getreten wird, von dem Förster, der fünf Tage mit seiner Büchse dem Wilddieb nachgeht, oder von dem Wilddiebe, der dem Förster sechs Tage nachschleicht? Solche einsame Wanderungen der Förster und Wilddiebe, so poetisch sie auch sind, haben den Nachtheil, daß das Menschenleben dort so wohlfeil wird, wie das der Hirsche und Eber, und daß das Dasein der Jäger so leicht und spurlos verschwindet wie der Schnee an einer stillen Stelle im Walde, wenn seine Zeit gekommen ist.

Unter den Förstern und Bierbrauern von Tegernsee saßen auch einige Juristen, die sich wenig von den übrigen Honoratioren des Städtchens unterschieden und wohl auch den Wilddieben lieber im Walde, wo man fortwährend die grünen Zweige erst vor dem Gesichte auseinander biegen muß, als auf dem Wege des Gesetzes nachstellen und sie lieber mit

der Büchse als mit der Feder verfolgen mögen. Einer von diesen, ein kleiner, lebhafter, breitschulteriger Mann, in dessen gebräuntem Antlitz die juristische Brille sich sehr verwegen ausnahm und dessen bäuerische Manieren noch durch einen Anflug von Deutschthümelei verstärkt wurden, hielt mich für einen Italiener, weil ich die deutsche Sprache aus Büchern erlernt haben müsse, denn so, wie ich sie spreche, werde sie in Deutschland nur geschrieben.

Die Postverbindung zwischen Ebensee und München, welche während der Sommermonate wegen des nahen Bades Kreuth eine tägliche ist, verschwindet mehr und mehr, wenn auf der fruchtbaren Ebene zur Seite der Landstraße die Feldfrüchte eingesammelt sind und der Wald, dessen Saum sie begrenzt, sich entlaubt. Ein spekulativer Bauer sammelt nun im Herbste von Zeit zu Zeit die wenigen Reisenden auf der Landstraße in sein Wägelein, auf dem vorn ein gepolsterter Sitz für zwei Personen angebracht ist, und beladet dann für den Rückweg in München den Hintergrund seines Fuhrwerks mit Waaren. Diesem Bauer wurde ich vom Postmeister zur Beförderung übergeben, und ich weiß seine fragmentarischen Bestrebungen für Belebung des Winterverkehrs in dieser Gegend

um so mehr zu schätzen, als die Fläche bis München zu einer Fußwanderung keineswegs einladet.

Nachdem wir eine Weile schweigend neben einander gesessen hatten, fragte der Fuhrmann zutraulich, ob ich kein Mittel wisse, um schnell reich zu werden. Ich verneinte. „Wie steht's mit der Lotterie?" forschte er weiter. Er schien selbst nicht viel davon zu halten. „Aber," sagte er, nachdem ich zum zweiten Male geantwortet, „das Getrautenbuch?" Er bat mich, es ihm doch zu verschaffen; an einer Maus, die an einer Spindel hinauf läuft, soll es kenntlich sein. Ein alter Mann in seinem Wohnorte hat versprochen, goldene Berge damit zu heben, wenn er es ihm bringt. — Der Morgen war frisch und lieblich, der Abschied von den Alpen hatte mich traurig und ernsthaft gestimmt; ich wies ihn hin auf das herrliche Gebirge, das uns im Rücken lag, auf die gewerbreiche Hauptstadt, welche so eben mit ihren Thürmen am Horizonte vor uns auftauchte, auf die schöne, breite, ebene Landstraße dazwischen und auf die bewegliche Kraft seines Rosses als auf die Quellen seines Glückes. Wie er denn nun von Haus aus ein thätiger, verständiger Mann war, so leuchtete ihm dieß vollkommen ein; nur fürchtete er sich vor Radbrechen

und Pferdestürzen auf der Landstraße. Was ließ sich dagegen sagen? Nach einigem Besinnen fügte er selbst hinzu: „Der Meinung bin i, wemmer bett (betet), so passirt ei'm so nix.“

Mein Aufenthalt in München war zu kurz, als daß ich etwas darüber aufzeichnen möchte. In Augsburg schlenderte ich, von der Eisenbahn kommend, meinen Reisesack noch in der Hand, um den Dom herum und suchte das „hohe Haus nah bei dem alten Dom,“ von dem ein schwäbischer Dichter singt, fand aber nur eine Reihe gleich hoher Häuser, auf welche alle der alte Dom seine ernsten mittelalterlichen Schatten wirft. Da braucht dann freilich die Poesie nur nach freier Wahl mit ihrem Zauberstabe eines zu berühren, und es glänzt weithin in die Ferne. — Ich trat in den Dom hinein, wo gerade eine der untern Gymnasialklassen zum Gebete versammelt war. Ein wohlbeleibter ältlicher Mann im zugeknöpften Oberrocke las mit eintöniger Stimme aus einem Buche ein Verzeichniß aller menschlichen Sünden und Laster vor, das die Schüler, welche mit gefalteten Händen auf einer Reihe von Bänken saßen, abwechselnd mit dem Ausrufe. „Erlöse uns, o Herr!“ und „Erbarme dich unser, o Herr!“ unterbrachen. Endlich las der

Mann im Oberrocke sogar: „Von unsern widerwärtigen heimlichen Trieben," und die Knaben riefen wieder: „Erlöse uns, o Herr!" während ein katholischer Priester, der im Ornate zur Seite neben ihnen vor dem Altare stand und stark gestikulirte, andächtig mit zu beten schien. Mir war's, als sähe ich Schönheit und Jugend, Freude und Lebenslust, dem Schöpfer vor die Füße geworfen, um die Säulen des Tempels flattern.

II.

Wien

im

October 1848 und im Belagerungs-Zustande.

[illegible] [illegible] [illegible]: „Von unsern widerwär-
tigen katholischen Brüdern“, und die Knaben riefen wie-
der: „Hilf uns, o Herr!“, während ein katholischer
[illegible], der im Ornate zur Seite neben ihnen vor
dem Altare stand und stark gesticulirte, andächtig mit
zu beten schien. Mir war's, als sähe ich Schönheit
und Jugend, Freude und Lebenslust, dem Schöpfer
vor die Füße geworfen, [illegible] die Säulen des Tempels
[illegible].

I.

Latours Tod.

Wien, 12. October 1848.

Das war eine stürmische Nacht. Ich rede von dem Sturme da draußen, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. Er blies so herbstlich durch die alte Kaiserstadt, wirbelte in den Thoren und an den Barrikaden den Rauch der Wachfeuer hoch empor, wenn er eine halbe Stunde vor der Stadt im Freien durch die dünnen Lumpen geblasen haben wird, mit denen die Kroaten gekleidet sein sollen. O, wie ist doch die Kaiserstadt, wie ist doch ganz Oesterreich so anders geworden, seit ich im Herbste vorigen Jahres hier war! Wieder welken bereits die Blätter, aber welch eine Kette von Ereignissen zwischen jenem und diesem Herbste! Und wie Schreckliches und Folgenschwangeres geschah vor wenigen

Tagen hier in der Kaiserstadt! Der Mord Latours ist bis jetzt noch nicht einmal ernsthaft desavouirt. Bis jetzt haftet er noch an der Stadt, ich sehe die Gestalt des unglücklichen Mannes, wohin ich immer blicke, überall, vor jedem Hause, und blicke ich zum Stephansthurme hinauf, so sehe ich sie auch dort.

Es war auf dem Elbdampfschiff Bohemia, wo ich die erste Nachricht von den Ereignissen des 6. Oktobers erhielt. Wir waren Morgens von Dresden aus am stillen Pillnitz vorbeigesegelt, hinter dessen bereits herbstlich belaubten Bäumen, trotz der späten Jahreszeit, das sächsische Königthum noch immer in idyllischer Verborgenheit lebte. Abends sammelte sich auf dem Verdeck eine kleine Gesellschaft, welche die vom Mondschein leidlich erhellten Ufer der Elbe betrachtete und dabei sich am Dampfkessel, um den sie sich bei der bereits eingetretenen Nachtkälte unwillkürlich gruppirt hatte, die Hände wärmte. Natürlich wurde von Politik gesprochen, und hier nun erzählten diejenigen, welche erst auf den letzten Stationen eingestiegen waren, was in Wien vorgefallen sei.

Ich machte große Augen. Ich hatte kurz vorher in Berlin ein ganzes Ministerium auf parlamentari-

schem Wege stürzen sehen, hatte gesehen, wie Hansemann, aus der verhängnißvollen Sitzung heraustretend, ruhig seinen Geldbeutel zog und ein Bild kaufte, auf dem sämmtliche Minister an Laternenpfählen hingen. Das Volk hatte ihm, wenn auch nicht ehrerbietig, doch still und instinktmäßig Platz gemacht, und er war, die Hände in den Taschen, wie immer, ruhig nach Hause gegangen, als wäre nichts geschehen. Und jetzt in Oesterreich! Meine Gesellschaft ging alle Revolutionen, welche dasselbe seit dem März erlebt hatte, mit großer Befriedigung durch. „O, Oesterreich hat eine schöne Zukunft!“ sagte ein Mann mit grauen Haaren, der neben mir stand.

Ich hüllte mich tiefer in meinen Mantel und nahm endlich einen aus der Gesellschaft, der mir der Gebildetste schien, bei Seite, um mit ihm allein zu reden, denn ich war durch die vollkommene Einstimmigkeit, mit der Alle sich des Vorgefallenen zu freuen schienen, fast an mir selbst und meinem eigenen Urtheile irre geworden. „Sind Sie wirklich der Ansicht, daß bei dem fortwährenden Revolutioniren etwas heraus kommt? fürchten Sie nicht, daß das Blut dieses Ministers über das schöne Land kommen wird? sehen Sie nicht auch die Militärherrschaft heran-

rücken?" So bestürmte ich ihn mit Fragen. Er schwieg Anfangs und ich fuhr, nachdem ich einen Blick auf die hohen Felsenufer gerichtet hatte, fort: „Wollt ihr denn alles Bestehende vernichten? ist denn alles Bestehende böse? Gehört der Strom, der uns trägt und gewaltig unter uns rauscht, gehört der Mond und der gestirnte Himmel nicht auch zum Bestehenden?" — Der Oesterreicher schien verwundert über meine Rede, und es war, als enthielten meine letzten Worte nicht allein in ihrer bildlichen Bedeutung, sondern auch in ihrer unmittelbaren Wahrheit für ihn einen ganz neuen Gedanken. Er warf unwillkürlich einen flüchtigen Blick zum Himmel hinauf, dann aber richtete er seine Augen auf mich und auf seinen Lippen schwebte der Ausruf: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!" mit dem der Oesterreicher stets geneigt ist jede conservative Regung zu Tode zu hetzen. Indessen hielt er dieses Wort zurück und schien sogar im weitern Verlaufe unseres Gesprächs Vertrauen zu mir zu fassen. Er gestand mir, daß der Verfall der Gewerbe ihn bereits bedenklich gemacht, daß er sich im Stillen selbst die Frage vorgelegt, was denn noch werden solle? und war endlich mit mir darüber einverstanden, daß der Sieg des Volkes jetzt organisirt werden, den ewigen

Revolutionen ein Ende gemacht werden müsse. Doch sah ich wohl, daß der Deutschböhme noch etwas auf dem Herzen hatte, und er rückte endlich auch damit heraus: daß doch die Wiener Studenten, bevor man zur Ordnung zurückkehre, noch dem Denkmal des Kaisers Franz mit der Inschrift: amorem meum populis meis, den Kopf abschlagen möchten!

Als ich auf der Eisenbahn von Prag nach Wien reiste, fuhr ich, wie ich erst später aus den Zeitungen sah, an Kaiser Ferdinand vorbei, der, ein müder Wanderer, mit seinem Hofe, zwei Regimenter Soldaten vor und zwei hinter sich, in langen Tagreisen auf abgelegenen Straßen nach Olmütz zog.

In Prerau stand, in einen Mantel gehüllt an der Eisenbahn, ein Bauer mit einem ernsten verständigen Gesichte, der sich als einen mährischen Abgeordneten des Wiener Reichstages zu erkennen gab. Bald sammelte sich eine Anzahl slavischer Landleute um ihn, die in wollene Decken eingehüllt waren; sie sahen einander trübselig, mit klagender Miene an, bis endlich ein Officier der Wiener Nationalgarde unter sie trat, der sich schon im Wagen als einen eifrigen Tschechen zu erkennen gegeben hatte, und anfing böhmisch zu reden, worauf das Gespräch sehr lebhaft

fortgesetzt wurde. Die Deutschen, welche sich mit dem mährischen Abgeordneten versammelt hatten, traten nun bescheiden zur Seite. Da zog ein Mediciner den Hut vom Kopf und zeigte uns wie er die schwarze Feder, das Abzeichen der akademischen Legion, unter demselben verborgen hatte; er hatte sich bei der ersten Nachricht von den Wiener Ereignissen aus einem Winkel Böhmens aufgemacht, um „für die deutsche Sache" zu kämpfen. Mit ganz entgegengesetzten Gedanken mochte eine Anzahl Prager Studenten nach Wien fahren, welche Windischgrätz zur Strafe für den Pfingstaufstand der Tschechen in Uniformen gesteckt hatte. In Göding hatte bis vor Kurzem Besatzung gelegen, weil hier die ungarischen Husaren, aus den mährischen Städten kommend, schaarenweise mit Sack und Pack über die Grenze nach Ungarn hineingegangen waren. In der Nähe von Göding sahen wir auch wirklich hinter einem Weidengebüsch, an dem wir vorbeifuhren, vorsichtig einen einzelnen ungarischen Husaren mit rothen Hosen halten. Schwerlich wird er den Truppen, von denen die ganze Gegend besetzt war, entgangen sein. Hier in Göding war es auch, wo in Schaffelle gekleidete Bauerfrauen nicht nur Trauben, sondern auch Fasanen als Zeugen

einer factischen Aufhebung des Jagdrechts an den Dampfwagen brachten. Der Wiener kauft diese Lekkerbissen in den Federn, und trotz der Revolution hat er noch immer Zeit genug sie zu Hause zu rupfen und zu braten. In den nächstfolgenden Stationen kommt man der ungarischen Gränze noch näher, und dort war es, wo barhäuptige Zigeuner, während der Dampfwagen einen Augenblick anhielt, geigend am Zug auf und abliefen, als wollten sie uns so recht mitten in das österreichische Volksleben hinein versetzen.

2.

Umschau.

15. October.

Für den Kaiser herrschen hier noch weit mehr Sympathien als man glauben sollte nach dem, was vorfiel. Der Oesterreicher bleibt auch auf den Barrikaden derselbe, der er immer ist; er bleibt sogar während seiner Straßenkämpfe, Angesichts der verhängnißvollen Laternen, ja als Sanculotte, Royalist. „So muß man sich plagen für seinen Kaiser!“ soll ein Arbeiter am 6. October auf einer Barrikade gesagt haben. Auf einigen derselben hatte man das Bild des Kaisers. Unbeschreiblich soll der Eindruck gewesen sein, als damals nach Beendigung des Kampfes auf einem Balkon ein schönes Mädchen erschien, und mit lieblicher, sicherer Stimme zu singen anfing: „Gott erhalte unsern Kaiser.“

Ja, es ist etwas Eigenes um die Revolution in Wien.

O, die Wiener Anarchie hat etwas Kindliches und zugleich etwas Deutsches, etwas Blauäuiges, Schwärmerisches, das uns wohl thun muß mitten in dem Schmerze, mit dem sie uns erfüllt. Seht dort unter den Vorhallen der Universität die kühnen steiermärkischen Knaben um ein Wachfeuer gelagert — welch ein Bild, und wer sollte da — trotz alledem und alledem — nicht an den Völkermorgen Oesterreichs glauben! Und wer die Gratzer gesehen hätte, wie sie Nachts um drei Uhr ankommend sich hier vor der Universität aufstellten, um ihr, wie sie sagen, ihren „Servus" zu machen! Wir treten in das Innere des Universitätsgebäudes ein, obgleich man Anfangs Schwierigkeiten macht, da nur Bewaffnete Zutritt haben sollen — mit welchen Gefühlen sehen wir dort den Arbeiter durch die hohe Sense in den Hallen der Wissenschaft sich Bahn brechen! Ein gefangener ungarischer Minister geht im Vorsaale spazieren und grüßt ehrerbietig jeden Eintretenden. Eine abenteuerlich gekleidete Person wird als angeblicher Spion vor das Studentencomité gebracht. Das Weib spricht alle mögliche Sprachen, unter andern auch deutsch, dennoch bedient sie

sich noch zum Ueberfluß der Zeichensprache, als fürchte sie in keiner verstanden zu werden. Sie sei eine gute Mutter, sagte sie, und habe vier Kinder, — dabei streckt sie vier Finger in die Luft. Noch ist die Untersuchung gegen sie nicht geendet, da langt die Nachricht an, daß gegen Abend drei Spione in die Thore kommen werden, ein blondhaariger, ein schwarzer und ein rother, alle Drei als Mönche. Den Rothen bringt man eben schon gefangen als wir die Universität verlassen. —

Auf den Straßen klingt uns aus dem singenden Munde des Wieners der Name Jellachich wie tausendstimmiger Finkenschlag überall entgegen. Ein Zeichen, daß das harmlose Volk doch der drohenden Gefahr eingedenk ist, an welche man freilich wiederholt, zuweilen auf ganz behagliche Weise gemahnt wird. Heute Morgen zwischen 9 und 10 Uhr kam ein alter freundlicher Ungar auf einem Schimmel in die Stadt gesprengt, der vom Volke mit Jubel empfangen wurde. Er sei im März auch da gewesen während der Revolution, sagte man. Er selbst sagte, daß die feindlichen Heere sich schon gegenüber ständen, und daß in einer halben Stunde der Angriff geschehen werde; erzählte nebenbei dem Volke, die Ungarn hätten 500 Ochsen mitgebracht u. s. w.

Um uns aber freilich im Allgemeinen an die höchst bedenkliche Lage des Kaiserstaates zu mahnen, dazu brauchen keine Reiter in die Stadt herein zu sprengen. Wird die Gefahr für Oesterreich mit dieser Revolution vorüber sein? Man erschrickt, wenn man an allen Orten Guldenscheine mitten durchschneiden sieht, weil Niemand gern baar auf Papier heraus gibt, und glaubt die Fasern des öffentlichen Credits selbst mitten durchschneiden zu sehen, während sie in der That doch schon unter dem alten Systeme durchschnitten wurden.

3.

Auf Markt und Straßen.

15. October.

Handel und Gewerbe lagen natürlich zur Zeit meiner Ankunft bereits sehr darnieder. Der Rest derselben erhält indessen jenen wunderlichen Anflug von Poesie, den in dieser Zeit der Auflösung Alles annimmt, was noch existirt. Der Cigarrenhandel wird auch dann nicht poetisch, wenn er auf den Barrikaden blüht; aber außerdem sieht man, mit Ausnahme der nothwendigsten Lebensmittel, fast nur farbige Bänder, Waffen, Reiherfedern, Calabreser und die sogenannten deutschen Hüte mit dem breiten Bande verkaufen. Letztere Hüte tragen auch besonders wir Fremden gern, die wir uns nicht zu tief in die Wiener Wirren einlassen wollen, dabei aber doch gern eine deutsche Politik mit Ernst und Würde aufrecht

erhalten möchten. Sie sind nicht sehr hoch und oben ziemlich platt, mit nicht allzu breiter und nicht sehr gebogener Krämpe, und das einfache, breite, schwarzseidene Band gibt ihnen etwas, das an die Kopftrachten der norddeutschen Bauern erinnert. — Hat dieser Hut in Deutschland keine Zukunft?

Ein so scharf ausgeprägtes Volksleben schmückt mit Blüten der Poesie auch noch den Bettler, der darbend am Wege sitzt und nach uns die Hand ausstreckt. In den ersten Tagen meines Hierseins, wo die Thore noch nicht gesperrt waren, sah ich auf dem Glacis einen armen Soldaten, an dem ich nicht vorüber gehen konnte, ohne einen Augenblick zu verweilen, weil es mir war, als stellte sich in seinem Geschicke das Soldaten- und Kasernenschicksal einer ganzen großen Klasse von Menschen dieses Staates mir vor Augen. Er saß an einem von der vornehmen Welt jetzt verlassenen Spazierweg, nur umgeben von jenen stattlichen Ochsen, welche für uns arme Belagerte so wichtig als das Kameel für den Reisenden in der Wüste, auf alle Fälle in der Nähe der Stadt als Proviant bereit gehalten werden und auf der eleganten aber schon etwas herbstlichen Weide sich selbst mit spärlichem Futter verproviantiren. Vor dem Alten stand eine Drehorgel, auf der

er immerfort ein einziges Lied spielte, dessen wehmüthige Melodie mir noch jetzt zuweilen in den Ohren klingt. An der Vorderseite der Drehorgel hing ein mit Frakturschrift beschriebener Bogen Papier, der das Publikum mit dem Schicksale des Invaliden bekannt machte. Die Inschrift lautete: „Ich bitte, ich bin ein geborner Oesterreicher, ein alter, blutarmer Mann, gebrechlich, halb blind und krank, der nicht viel herumlaufen kann, weil er's nicht aushalten kann. Ich bitte, meine lieben Herren und Frauen und Jungfrauen möchten nur meine Bitte erfüllen, daß ich kann meinen Hunger stillen. Ich thue fleißig betten (bethen) und dankbar dafür sein, und schließen meine Gutthäter in mein Gebet ein. Ich bin 1779 geboren und in dem Jahre 1790 haben sie mich zum Militär genomen. Beim Teitschmeisterregiment habe ich meine Gesundheit und Augen verloren. Ich bin kein Säufer und kein Spieler auch kein Lügner und bin ein ehrlicher Mann. Wer es nicht glaubt, ich hab meine Schriften bei mir, wo ich mich ausweisen kann.“ Ist das nicht ein österreichisches Soldatenschicksal aus der Metternich'schen Zeit, wie kein Roman es uns schildern kann?

Heute, am ersten Sonntage meines Hierseins wollte ich Nachmittags die hauptsächlichsten Kunst-

werke auf den freien Plätzen der Stadt in Augenschein nehmen. Mich begleitete ein Professor, der eben aus Leipzig kam und nur wenige Tage zu verweilen gedachte. Wir standen zuerst auf der Freiung vor jener Gruppe, wo zu den Füßen der Austria die Ströme Oesterreichs dargestellt sind, ein Bild, das wohl geeignet wäre, trotz allem Schlimmen, das man jetzt in Wien sieht, uns mit Glauben an die ewige Jugend, des jetzt dem Anscheine nach zerbröckelnden Kaiserstaates zu erfüllen. Seht nur diese Donau an! wie frisch, wie kerngesund! Das Rauschen und Plätschern des Wassers in dem vollen Becken unter ihr erfüllte mein Herz mit vollem Behagen. Wie die Magd beim rinnenden Quell so gern von der Hochzeit träumt, so träumt sichs hier beim rauschenden Wasser auf der Freiung so schön von der Mission der deutschen Völkerströme im Osten. Der Professor zog mich endlich am Arme hinweg. Vor dem Denkmale des guten Kaisers Joseph vermochte die schwarz-roth-goldene Fahne nicht dasselbe innerliche Behagen in mir zu erzeugen, wie dort das Rauschen in dem Becken. Ich liebe diese Fahne gewiß wie einer, aber die Bildsäulen der Todten soll man in ihrer starren Ruhe lassen; Farben und wehende Bänder passen nicht zu Statuen.

Allmälich folgten wir dem Zuge der Menschen, und wohin konnte dieser uns anders führen als auf den verhängnißvollen Platz, den Hof! Der Himmel hatte sich allmälich verdüstert und aus einem Anfangs ein klein wenig sonnigen, war allmälich ein regnerischer, nasser, unheimlicher Sonntag Nachmittag geworden, und da stand das Volk müßig und träumerisch umher, wie es in großen Städten, wo der Instinct der Massen mit der Geschichte zusammenhängt, an allen Orten umhersteht, an denen etwas Wichtiges geschehen, selbst wenn von dem Ereignisse gar keine Spur mehr zu erblicken ist. Wie viel glücklicher ist da das Volk auf dem Lande, das sich nur an der Anschauung des unmittelbar von der Natur Gebotenen erfreut. Ein schönes Kornfeld, ein Wald, ein stattliches Roß, ein schwerwuchtiger Stier thun den sinnlichen Augen wohl und erfüllen selbst den Geist mit urkräftigem Behagen.

4.

Ein Abenteuer.

17. October.

Ein schöner Mondscheinabend lockte mich gestern noch nach zehn Uhr aus einem der Thore, wo mir der Wachtposten freundlich einen guten Abend wünschte, auf die Promenaden. Ich war eine Zeit lang ruhig meiner Wege gegangen und erfreute mich am Anblick der mondbeschienenen Stadt und der Vorstädte. Da plötzlich traten mir drei Arbeiter in den Weg. Es sind noch nicht alle Arbeiter eingereiht, auch noch nicht an alle Proletarier Waffen ausgetheilt; doch hat man bereits begonnen, alle waffenfähigen Männer in ihrem Bezirk als Soldaten einzuschreiben, besonders um diejenigen, welche nun einmal Waffen in den Händen haben, die sie meist selbst genommen, in irgend eine, wenn auch nur lockere Beziehung

zum Staatsganzen zu setzen. Jene drei waren vielleicht am Tage noch bei der Arbeit fleißig gewesen, aber jetzt am Abend waren sie mit Beilen und Aexten bewaffnet auf eine Mondscheinpromenade ausgezogen, um die Freuden des Soldatenlebens zu genießen und Schwarzgelbe zu fangen. Alle drei waren noch jung und kräftig, und gaben, wie sie langsam und noch unschlüssig, ob sie mich anreden sollten oder nicht, einherschlenderten, ein ganz malerisches Bild. Der größte und stärkste trat endlich auf mich zu und erklärte, ich sey ein Jude und ein Schwarzgelber und müsse ihnen folgen. Ich war gerade in der heitersten Stimmung von der Welt, und so mochte es kommen, daß, nachdem ich den Großen eine Zeit lang vergeblich über mich aufzuklären gesucht, wobei sein fortwährendes Mißtrauen mich zuweilen in ein lautes Gelächter ausbrechen ließ, endlich der Jüngste, der bis dahin als ruhiger Zuschauer dagestanden hatte, mit den Worten dazwischen trat: „Geh, der Herr schaut nicht aus, als ob er a Jud oder a Schwarzgelber wär.“ Der Große warf nun noch einen finstern Blick auf mich und entfernte sich dann mit seinen Kameraden.

Sie gingen in einiger Entfernung vor mir her und ich folgte ihnen gedankenlos, von der Promenade

mich abwendend, auf die breite Hauptstraße einer Vorstadt. Mitten in der Vorstadt kehrte ich, ohne weiter auf die Leute zu achten, um und wollte desselben Weges in die Stadt zurück gehen. Plötzlich aber kehrten auch die Arbeiter um und ergriffen mich, um mich zu verhaften. Sie waren jetzt alle einig und wiederholten die frühere Beschuldigung: ich sei ein Jude und ein Schwarzgelber. Sie wollten mich zum Inspektionshauptmann ihres vorstädtischen Bezirks führen, dem sie sich ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit zu präsentiren gedachten, und ich folgte ihnen sehr ruhig, konnte aber eben deßhalb mich nicht enthalten, unterwegs ihnen Vernunft zu predigen: „Ein Schwarzgelber, meine Herren, bin ich schon deßhalb nicht, weil ich ein Ausländer bin. Auch bin ich kein Jude. Indessen muß ich Ihnen sagen, daß es mich wundert, von Ihnen die Juden verfolgt zu sehen u. s. w.“

So langten wir in der Wachstube an, wo der Inspektionshauptmann seine mit Aexten bewaffneten Kameraden, wie er sie nannte, bei ihrem Eintritt sichtlich mit mehr Bedenken betrachtete als den Arrestanten. Er gab indessen dem Großen das Wort und dieser stattete einen wahrheitsgetreuen Bericht ab

über unser erstes Zusammentreffen, fügte dann aber hinzu, daß ich später in der Vorstadt, als er noch einmal nach mir hingeschaut, vor ihnen geflohen und im Sturmschritte davongelaufen sei, wodurch ich mich mehr als verdächtig gemacht. Nachdem er ausgeredet, fragte mich der Hauptmann, ob ich mich durch Papiere ausweisen könne. „Ich kann es,“ sagte ich, „aber ich habe zuvor noch ein paar Worte mit diesen Leuten zu reden. Ihr militärischer Eifer freut mich, ich bin ihnen herzlich gern gefolgt, aber daß sie hier die Unwahrheit aussagen, thut mir um ihretwillen aufrichtig leid. In bin nicht gegen die Stadt zurückgelaufen, sondern habe eben so langsam, als ich gekommen, den Rückweg eingeschlagen.“

Der Hauptmann warf einen forschenden Blick auf die Gruppe der Arbeiter und schwieg einen Augenblick. „Kameraden,“ sprach er dann, zu den beiden jüngeren gewendet, „ist dieser Herr nach der Stadt zurückgelaufen?“ — „Ja,“ war die Antwort. Eine abermalige Pause. Der Hauptmann sieht mich an, der ich eben meinen Reisepaß aus der Brieftasche hervorhole, dann blickt er wieder auf die Arbeiter. „Kameraden,“ sagte er, etwas ernster als zuvor, aber in mildem, herzlichen, fast bittenden Tone, „ich

frage euch auf euer Ehrenwort, ist dieser Herr vor euch geflohen und nach der Stadt zurückgelaufen?“ Ich hielt meinen Paß bereits in der Hand und blickte gleich dem Hauptmanne mit gespannter Erwartung und nicht ohne psychologisches Interesse auf die drei Menschen. Nach einer abermaligen kurzen Pause nahm der Jüngste, der sich bei der ersten Begegnung für mich erklärt und der sich jetzt durch einen Blick mit dem Dritten verständigt hatte, das Wort und sprach: „Nun, gelaufen ist der Herr gerade nicht, aber er ging gar schnell zurück, so daß wir wohl glauben konnten, er laufe vor uns davon.“ Auch das war nicht wahr, und der Hauptmann schien es nicht minder schmerzlich zu fühlen als ich, daß selbst die letzte Frage kein offenes Geständniß zur Folge hatte. Der Große schwieg ganz, sah aber wieder sehr finster auf mich, dem keine andere Genugthuung wurde, als daß der Hauptmann sich nun in Gegenwart der drei entschieden weigerte, meine Papiere zu lesen. Er sei kein Polizeibeamter, sagte er zu mir, und zu den Arbeitern: „Kameraden, ihr könnt gehen.“

Sie gingen dann auch mit ihren Aexten zur Thüre hinaus. Der Hauptmann sah ihnen nach, bis sich die Thüre hinter ihnen schloß, dann ersuchte er

mich, auf der Wache zu verweilen, bis die drei heimgekehrt sein möchten. Er hatte sich als ein verständiger und rechtschaffener Mensch gezeigt, aber doch bereits so viel von der Amtsmiene angenommen, daß er auch jetzt kein Bedauern und keine Entschuldigung gegen mich aussprach. Sein Adjutant dagegen bat, weil er mich, wie er sagte, an der Sprache als Norddeutschen erkenne und er selbst vor Jahren als Handwerksbursche in Norddeutschland gereist sei, um die Erlaubniß, mich zur Stadt zurückgeleiten zu dürfen. So gibt es noch gastliche Seelen auf der Welt, welche auf eigene Hand ein herzliches Verhältniß zwischen dem Norden und dem Süden unseres Vaterlandes aufrecht erhalten mögen.

5.

Ein Werbezelt.

18. October.

Auf dem Glacis hat man ein Werbezelt errichtet, um die Ungarn, falls sie Jellachich angreifen, durch einem Ausfall aus der Stadt mit gehöriger Mannschaft unterstützen zu können. In dieses Werbezelt begab ich mich vor einigen Tagen mit guter Gesellschaft.

Auf der rechten Seite der langen Bude befindet sich ein etwas zerlumptes Musikcorps, in der Mitte steht ein Tisch mit Tinte und Feder, woran die Offiziere sitzen und die Namen der Angeworbenen aufschreiben. Auf der äußersten Linken, wohin nur die bereits Angeworbenen sich wagen, geht es am lustigsten zu, dort wird getanzt, dort sitzen die Schänkmädchen und credenzen Wein und Bier. Um den Musikanten- und den Officiertisch herum bewegt sich ein buntes Leben an den Seiten der Bude. Hier sieht man den Neuan-

geworbenen mit seiner Braut stehen und flüstern, mit der er gern in der Werbebude einen Tanz machen, und die sich doch nicht recht unter die Marketenderinnen wagen möchte. Hier geht vor allem der große, einäugige Werber, im taktvollen, aber kurzen langsamen Marschschritte rings an den Seiten der Bude um den Sitz der Offiziere und Musikanten herum, mit seinem ächt soldatischen Schnurrbarte und seinem langen martialischen Gesichte, in deren Ausdruck man die jauchzenden Worte zu lesen glaubt: „Ein freies Leben führen wir!“ Wir haben in ihm einen der zum Volk übergegangenen Grenadiere vor uns, der noch jetzt durch sein ganzes Wesen den Krieg und das Soldatenhandwerk zu preisen scheint. So geht er umher, im Militärmantel, als käme er eben aus der Caserne, das Gewehr im Arme. „Wir haben ein schönes Leben!“ ruft er aus, den Dienst der Soldaten unter der Volksherrschaft verherrlichend, laut genug, daß vor allem die noch außerhalb des Werbezeltes Stehenden es hören können, um die er sich jedoch gar nicht zu kümmern scheint, da er in militärischer Weise immer nur geradeaus blickt. Hinter dem einäugigen Werber her gehen mit freudestrahlendem Gesicht, mit blühenden Wangen zwei ganz junge Soldaten, die ebenfalls zu

den zum Volk übergegangenen Soldaten gehören. Die Hand des einen ruht auf der Schulter des andern, wie man es sonst wohl auf den Bildern von burschikosen Gruppen im Heidelberger Schloß zu sehen gewohnt ist. Doch sind sie sehr anspruchslos, sprechen leise zusammen, und man sieht es ihnen an, daß sie sich wirklich beim Volke wohler fühlen als bei den Unteroffizieren in der Caserne. Während dem hat die Musik geschwiegen, damit man den Einäugigen jauchzen hören kann. So oft sie wieder beginnt (denn sie ist beim Werben unschätzbar!) sieht man aus den Umstehenden wieder einige Gestalten sich vordrängen — die Wellen des Volkslebens, von denen das Werbezelt getragen wird wie ein Schiff auf hoher See, werfen dem Waffenhandwerk wieder einzelne Opfer hin — ach, wie gern, und das im neunzehnten Jahrhundert! Es muß doch in dem Wechsel von Krieg und Frieden etwas sein, was den Menschen fesselt, eine dämonische Macht, die ihn zwingt, der Weltgeschichte zu dienen. Hier merkte wahrlich jeder die Absicht, wenn die Musik wieder begann, aber Niemand war verstimmt. Während sie spielte, meldeten sich sichtlich die meisten Recruten; die Offiziere mußten die Hand ans Ohr legen, um nur über dem Lärmen die Namen zu verstehen. Wer

hätte gedacht, als der Jäger bei den ersten Morgennebeln dieses Herbstes in deutschen Wäldern seinen Dohnenstieg aufsuchte, daß man in diesem Jahre noch auf deutschem Grund und Boden vor einer Werbebude würde sagen können: so fängt man Menschen! Einen der eben Eingeschriebenen fragten wir, warum er sich habe anwerben lassen. Er sei ein Schusterbub', und müsse noch zwei Jahre lernen, lautete die Antwort — fürwahr ein schönes, ächt menschliches, durch und durch wahres Motiv, um sich zum Waffendienste anwerben zu lassen. Unsere Urgroßväter während des dreißigjährigen Krieges dachten gewiß schon eben so als dieser Schusterbub'. Ich erwähne noch, daß die Angeworbenen stets, wenn sie ihren Namen hatten einschreiben lassen, sich unter die Reihen der Tänzer mischten und da es wie gewöhnlich im Soldatenleben so auch hier an Dirnen fehlte, meist mit einander tanzten. Zuvor aber, ehe sie zu tanzen begannen, hatten sie immer bereits Sträuße an Hut und Mütze gesteckt, welche in großen Körben massenweise gebracht wurden. Der Mensch bleibt doch ein Kind auf ewig — sagte bei diesem Anblick der Freund, der mich begleitete, und er hatte Recht.

6.

Der Reichstag.

18. October.

Einer meiner ersten Gänge nach meiner Ankunft in Wien war der in den Reichstag gewesen. Welchen Eindruck machte beim Eintritte damals das Bild des Kaisers Ferdinand, der, von ganzen Regimentern geschützt, in der Nähe der Hauptstadt ein stilles Wanderleben führte, während man aus der ganzen Physiognomie der Versammlung die welthistorische Langweile der Permanenz herauslas. Es war Abend, in den Dörfern der Monarchie läutete die Feierglocke, und der Reichstag — war permanent! Dort der ruthenische Bauer stützte müde sein Haupt in die Hand.

Wer in Frankfurt oder Berlin den Reichstagssitzungen beiwohnt, oder vielleicht selbst jeden Morgen dort seinen wohlgepolsterten Sitz einnimmt, der kennt ein-

inhaltschweres Wort nicht, dessen Aussprechen von Allen still und gespannt erwartet wird und bei dem endlich Alle aufleben. Es ist das Wort: der Reichstag ist vollzählig. Wie leer sind hier stets die Bänke der Rechten! Oft glaube ich auf dieser Seite des Hauses die trauernde Austria zu erblicken, wie sie, das stolze Weib, hinter einer der Säulen hervorblickt in den wüsten Raum und weint. In diesem weiten Saale sieht man die Slaven umherschleichen. Man merkt schon an ihrem leisen Auftreten, wie fremd sie sich hier im Mittelpunkte eines politischen Lebens fühlen. Wer gewohnt ist, hinter dem Pfluge herzugehen, das feuchte Gras mit seinen Füßen niederzutreten und höchstens auf der Tenne die Körner zu seinen Füßen rauschen zu hören, der wird selbst dem Teppich nicht trauen, der hier über den Fußboden gelegt ist, um das Hallen der Schritte aufzufangen.

Julius Fröbel ist beim Anblick dieser Abgeordneten aus dem Osten die Hoffnung aufgegangen, daß die Demokratie in Oesterreich eine schöne große Zukunft haben werde. Nach dem bloßen Anblick kann ich darüber nicht urtheilen; aber was die Gestalten betrifft, so sind schöne Männer darunter. Man findet überhaupt unter den Slaven Oesterreichs, nur nicht unter den

Tschechen, gar viele Köpfe, die ich Christusköpfe nennen möchte. Gleichsam das Leiden und Dulden einer ganzen Nation spricht sich hier auf einem anspruchslosen, an und für sich ganz unbedeutenden Gesichte in der edelsten Weise aus. Dazu gesellt sich bei solchen Menschen in der Regel ein für die Gesellschaftsstufe, auf der sie stehen, ganz ungewöhnlicher Anstand, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den einmal in Oesterreichisch-Schlesien ein Bettler aus den Karpathen auf mich machte, der krank und erschöpft von der Reise, nach dem Vorübergehenden die Hand ausstreckte und ihn mit sehr ernsten, religiösen Reden um eine Gabe anflehte. Wir haben auf dem Reichstage namentlich einen noch jungen ruthenischen Abgeordneten gesehen, dessen ganzes Wesen einen höchst bedeutenden Eindruck machte. Man darf sich aber durch solche Erscheinungen, die denn doch höchstens eine prophetische Bedeutung für die Zukunft Oesterreichs haben könnten, nicht blenden lassen.

Unter allen diesen Bauern ist keiner, dem in seiner Heimath irgend eine besondere Bedeutung zukommt. Hätte das österreichische Landvolk unter sich bereits öffentliche Charaktere, hätten sie von solchem Gesichtspunkte aus ihre Standesgenossen hierherge-

schickt, wie bedeutsam wäre das! welche Hoffnungen könnte man daraus schöpfen für die nächste Geschichtsepoche, nicht allein Oesterreichs, sondern Deutschlands und Europa's! Aber dem ist nicht so; man hat im Gegentheil Leute geschickt, denen ihre Wähler durchaus keine Superiorität einzuräumen gemeint waren, junge Bursche zum Theil, und Männer, welche vielleicht daheim bei ländlichen Festen das Wort führen. So sitzen sie da, unbekannt mit der Sprache, welche auf dem Reichstage gesprochen wird, furchtbar vereinsamt im Mittelpunkte des Kaiserstaates, inmitten germanischen Lebens zurückgeworfen in das träumerische Bewußtsein einer fremden Nationalität und auf ihr eigenes, dumpfes, bäuerisches Ich. So wie sie heraustreten aus dem Sitzungssaale, sind sie jedem anderen Manne aus dem Volke gleich, der gerade vorüber geht, z. B. dort dem österreichischen Soldaten, der sein Leben im dumpfen Hinbrüten in der Kaserne verbracht hat. Man hat von zwei Bauern in der konstituirenden Versammlung zu Berlin erzählt, daß sie an den Tagen, wo sie keiner Sitzung beizuwohnen hatten, auf Tagelohn mit Karst und Spaten gegangen seien. Diese hübsche Erfindung würde sich in Wien auf eine ganze Klasse von Abgeordneten beziehen.

So ist es denn gekommen, daß streng genommen die ganze Last der Geschäfte des Reichstages auf den Schultern eines deutschen Schriftstellers ruht, der ein Mitglied dieser wunderbaren Versammlung ist; ich meine Franz Schuselka, den Berichterstatter des permanenten Ausschusses. Wer ihn in diesem Saale kennen lernte, mußte seine Freude an ihm haben, und dem deutsch Gesinnten thut es wohl, wenn er sieht, wie ein blaues deutsches Auge so sicher über diesen ruthenischen Bauern und polnischen Edelleuten schwebt. Es liegt immer etwas Träumerisches in diesen Augen. Wenn man Schuselka Abends im Wirthshause reden hört, wo er nach des Tages Mühen mit der Pünktlichkeit eines deutschen Studenten in der Regel schon um sieben Uhr an seinem Tische sitzt, und von wo er erst gegen zehn Uhr in den permanenten Ausschuß zurückzukehren pflegt, vorausgesetzt, daß er nicht schon vorher wegen einer neuen Deputation der Ungarn abgerufen wurde, da kann man es wohl aus seinem eigenen Munde vernehmen, wie er sich darnach sehnt, die Zügel des Kaiserstaates in andere Hände, wenn auch nicht in die eines Windischgrätz, zu geben und einmal wieder Novellen zu schreiben. Wie weit liegt jetzt durch die Wendung, welche die Zeitereignisse in

Deutschland so rasch genommen, das Schriftstellerleben hinter ihm, das er noch vor wenigen Jahren in Thüringens grünen Bergen, im lieben, traulichen Jena geführt! wie weit der Burgkeller, wo er mir damals von einem Burschenschafter als edelgesinnter, patriotischer Schriftsteller während einer frugalen thüringischen Mittagsmahlzeit gezeigt wurde!

Schuselka ist die Seele des Reichstages, und was verlangt man nicht Alles von diesem! Er hat sich eine Exekutivgewalt beigelegt, und nun ist es rührend zu sehen, wie er im allgemeinen Sturme gleich einer Henne über dieses oder jenes Institut, über dieses oder jenes öffentliche Gebäude seine schützenden Flügel auszubreiten sucht, und wie er theils aus der Stadt, theils aus den Provinzen mit Bitten bestürmt wird, die gar kleinlich erscheinen müssen, die aber doch die Mahnung mitbringen, daß draußen in den Bergen von Steiermark und Tirol das Leben noch immer seinen einfach menschlichen Gang fortsetzt. Die im Zeughause noch enthaltenen Gegenstände werden vom Reichstage „als Erinnerungen an Oesterreichs Kriegsruhm unter den Schutz des Volkes gestellt.“ Ein Wiener macht des Breitern auf die Uebelstände beim Wohnungsvermiethen aufmerksam, zu einer Zeit, wo ängstliche

Gemüther bereits zu fürchten anfangen, daß die ganze Stadt in Flammen aufgehen werde. Heute erhielt die Reichsversammlung die redseligsten Briefe von Abgeordneten, welche sich geflüchtet haben.

7.

Vor dem Ausbruch des Kampfes.

21. October.

Man ist hier jetzt unglaublich politisch. Als ich neulich mit einigen Bekannten unweit des Stock am Eisen stand und mit ihnen über die Lage der Dinge sprach, bemerkte ich ein altes Mütterchen, das mit dem Strickzeuge ganz nahe an uns herangetreten war, um unser Gespräch über die Stellung der feindlichen Heere anzuhören. — Wenn man die Reden des Volks belauscht, so bemerkt man, daß sie sich viel mit der Person des Kaisers zu schaffen machen, an dem man, da Jellachich und Windischgrätz der Stadt immer näher rücken, anfängt, ganz irre zu werden. Das hat man nicht erwartet, und man fängt an, an dem Kaiser in Olmütz und seinen guten Absichten zu zweifeln. Ein bekannter

dramatischer Schriftsteller, der seit längerer Zeit in Wien lebt, hörte eines Tages eine ähnliche Aeußerung und trat hinzu, um das Urtheil über den Kaiser zu berichtigen. Die freimüthige Sprache gewann ihm bald das Vertrauen der Menge. Als er nun aber sagte, er habe Gelegenheit gehabt, den Kaiser persönlich kennen zu lernen, er sei eines Tages als Mitglied einer Deputation bei ihm gewesen und da habe er eher alles Andere gefunden, als daß der Kaiser boshaft sei, im Gegentheil sei er ein ganz harmloser, gutmüthiger Mann; da betrachteten den Sprecher plötzlich Alle mit ganz anderen Augen und es hieß: „Da sieht man es ja, so hat der Kaiser selbst diesen Mann zu täuschen und für sich einzunehmen gewußt!“

Wenn Jemand mich fragte, wie es jetzt mit der Kunst steht, so würde ich ihm zur Antwort auf diese an sich fast überflüssige Fragen folgende Anekdote erzählen. Dr. Schütte traf eines Mittags im Gasthofe mit einem jungen Dresdner zusammen, der über Tisch in den Ausruf ausbrach: „Ach Gott, nun gibt es nicht einmal Theater!“ — „Den Augenblick sein Sie ruhig,“ so unterbrach Schütte seine lamentabeln Aeußerungen, „oder ich lasse Sie sofort arretiren!“ Diesen derben Scherz habe ich, als Schütte ihn Abends in der

„Linde“ vortrug, von ganzem Herzen mit belacht, nicht weil ich zu denen gehöre, die sich freuen, in einer Zeit zu leben, die für die Kunst keinen Raum hat, und dies für ein Zeichen besonderer Kräftigkeit halten, sondern weil er die Stellung der Zeit zur Kunst und unsere damaligen Zustände überhaupt so scharf charakterisirt.

In der genannten „Linde“ saß ich neulich spät noch mit wenigen Freunden. Es war außer uns Niemand zugegen als ein Mitglied der akademischen Legion und ein Nationalgardist, dieser schon im höheren Mannesalter, ein geborner Tiroler. Die Stimmung in der Stadt ist bereits eine sehr gedrückte, es fehlt nicht an fortwährenden Plänkeleien der städtischen Vorposten mit den Croaten, und man erwartet täglich einen ernsthafteren Angriff. Der Tiroler, der allein in einer Ecke des kleinen Hinterstübchens saß, stopfte sich eine Pfeife aus seinem vor ihm ausgebreiteten Tabaksbeutel und kam während dem mit dem Studenten in ein Gespräch. Bald führte er allein das Wort, das er mit einem gewissen Pathos nun an alle Anwesende zu richten schien. Er fing damit an zu entwickeln, daß die Lage der Stadt dem Feinde gegenüber nicht so glänzend sei, als sie wohl dargestellt werde, und

pries die Tapferkeit der verachteten Croaten, von der er aus den Feldzügen in Italien einige auffallende Beispiele anführte. Der Tiroler trug, indem er den Zustand der Stadt schilderte, die Farben immer dunkler auf, er ging dann auf den Zustand Oesterreichs im Allgemeinen über, murrte über die Soldaten, welche ihre Fahnen verlassen haben und übergegangen seien, weil hierin ein sittlicher Verfall sich kund gebe, prophezeite eine schlimme Zukunft, wurde immer lebhafter und sprach immer lauter, während wir Alle, wenn gleich wir das Theatralische im Wesen des seltsamen Mannes wohl herausfühlten, doch immer stiller wurden, fast wie die Kinder, wenn sie Abends sich fürchten. Da plötzlich, als unsere Spannung aufs Höchste gestiegen ist, wird draußen Generalmarsch geschlagen. Der Tiroler, als hätte er dieses Ende seiner Rede voraus gewußt, spricht: „Hören Sie die Trommel, meine Herren?“ nimmt die Pfeife aus dem Munde, faltet den auf dem Tische vor ihm liegenden Tabaksbeutel zusammen, hängt sein Gewehr, das während der ganzen Scene neben ihm gestanden, über die Schulter und reicht, indem sein Pathos den höchsten Grad erreicht, dem Mitgliede der akademischen Legion die Hand mit den Worten: „Nichts für ungut, Kamerad!

Wir werden eine wahnsinnige Niederlage erleiden, wir beide vielleicht werden fallen, aber ein Schuft jeder Oesterreicher, der die Kaiserstadt im Stiche läßt!“ — Die Gesellschaft ging rasch auseinander und die Thüre des Wirthshauses wurde eiligst hinter uns geschlossen.

8.

Kampftage.

29. October.

Auf der Durchreise durch Prag, beim Anblicke der vielen Soldaten, welche, durch ihr bevorstehendes Ausrücken beunruhigt, auf den Gassen hin- und herliefen, und besonders beim Anblicke des Hradschin, den Fürst Windischgrätz bewohnt, war es mir stets gewesen, als sähe ich, wie vor meinen Augen hier ein Gewitter sich gegen Wien, vielleicht gegen die deutsche Sache überhaupt zusammenzog. Dieser Eindruck ist mir später in Wien geblieben, bis es mit dem Beginne des Kampfes Ernst wurde.

Niemals werde ich den hellen Abend vergessen, an dem ich um die Zeit der Vorpostengefechte wohl eine halbe Stunde weit die völlig menschenleere Donaustraße entlang ging, während im prächtigen Strome

zu meiner Seite der volle Mond sich spiegelte, und mit seinem Lichte in der Ferne die hohen Ufer beleuchtete. Dazu Kanonenschläge und das Sturmläuten des Glöckleins vom nächsten Dorfe. In der Mitte des Weges stieß ich auf eine quer über die ganze Straße gezogene gewaltige Barrikade, die von Niemand bewacht wurde. Aus einem ganz in der Nähe liegenden Hause trat ein junges Paar, das vielleicht zu einer jenseits der Barrikade wohnenden Base gehen wollte. Sie kletterten, das Weibchen voran, rasch und ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, hinüber, als hätte der Weg von jeher über diese Verschanzung weggeführt. Ich folgte ihnen bis auf den Gipfel. Da ich jenseits nur dieselbe Einsamkeit sah, so kehrte ich um und ging in die Stadt zurück.

Am Morgen des 26. begab ich mich in die Alservorstadt. In der Kirche dieser Vorstadt wurde gestürmt; ihr gegenüber liegt ein von Joseph II. gestiftetes Hospital, und es machte einen seltsamen Eindruck als bei dem Geläute der Sturmglocke dort sich unzählige Kranke, meist von militärischem Aussehen, in ihren bunten Kitteln neugierig unter das Thor drängten. Die meisten waren junge Leute. Durch das Thor sah man auf einen mit Bäumen bepflanzten Hof;

unter den Alleen schien sich eine Welt von Krücken dem Thore zuzudrängen. Gleich darauf wurde in dieser Vorstadt Generalmarsch geschlagen.

Abends brannten bereits die Vorstädte an verschiedenen Orten, und es fuhren Spritzen, von prächtigen Rossen aus dem kaiserlichen Marstalle gezogen, an mir vorüber. Der 27. Oct. war ein Tag merkwürdiger und unerklärlicher Ruhe.

Ich befand mich wieder in einer der Vorstädte, als am 28. October die Schlacht begann. Es war ein seltsamer Anblick, als damals die ersten Kanonenkugeln fielen, und die Leute, welche sich auf dem Glacis durch einander bewegten, erst langsam und dann immer schneller, wie bei einem beginnenden Regen, nach der Stadt zurückeilten. Ueber das Glacis fuhr eine lange Reihe meist offener Wagen, gefüllt mit Personen in orientalischer Tracht: der türkische Gesandte mit seinem Gefolge. Der Muhamedaner war, wie man erzählt, bis dahin zu stolz gewesen, die Stadt zu verlassen, weil er sich dadurch beleidigt fühlte, daß ein vertrauter Offizier, den Fürst Windischgrätz an die noch in der Stadt zurückgebliebenen Gesandten geschickt hatte, um sie nach den Vorschriften des Völkerrechts von dem bevorstehenden Bombardement in Kenntniß

zu setzen, früher zu den Gesandten einiger kleinen deutschen Staaten als zu ihm gekommen war. Jetzt war es zu spät, um die Stadt zu verlassen, und die Wagen kamen unverrichteter Sache aus der Vorstadt wieder zurück.

So war denn also der Tag des Kampfes da, der Tag des „Raufens,“ zu dem ein Vater mit seinen drei Söhnen aus Steiermark gekommen war. Ich mußte den größeren Theil desselben im Zimmer zubringen, da alle, welche sich in der Stadt oder in den Vorstädten auf der Gasse blicken ließen, aufgegriffen und an den Barrikaden „verwendet“ wurden. So wenigstens versicherte man mich, um mich zurückzuhalten; übrigens wurde ich bisher niemals zu diesem Zwecke angehalten. Doch habe ich selbst viele Menschen, besonders Proletarier, zum Dienste pressen sehen, und namentlich gestern hörte ich im Hause, wo ich mich mit einigen Freunden befand, daß man mehrere wie gehetztes Wild bis in das Haus, in das sie sich geflüchtet, verfolgt habe. — Bald trat Todtenstille ein auf der Straße; nur ein Paar Plakatausruferinnen gingen vorbei, von denen die eine rief: „Die Komrill in Olmütz!“ (Kamarilla in Olmütz) und die andere: „Ein ernstes Wort an den Kaiser!“ Ich hörte ihren

Ruf, der in diesem Augenblicke etwas Dämonisches hatte, noch durch die sonst lautlose Stadt schallen, als die Weiber schon mehrere Straßen weit von uns entfernt waren. Dann wieder Todtenstille, die nur vom Donner der Kanonen unterbrochen wurde. Als nun die Nacht hereinbrach, verstummte allmälich auch das Geschütz.

Heute Morgen verließ ich meine Wohnung sehr zeitig. Unweit derselben stieß ich auf einen Haufen Menschen, welche meist herabgekommene Bürger und Handwerker zu sein schienen. Sie steckten die Köpfe zusammen und beriethen, was nun, da es sich gestern gezeigt, daß das Volk dem Militär nicht gewachsen sei, mit der Stadt werden solle. Ein ältlicher Mann, der sich eben mit großer Seelenruhe eine Pfeife stopfte und nur immer bei den Namen Windischgrätz und Jellachich sein behagliches Gesicht zu einem fast komischen Ernste verzog, führte das Wort, und man kam endlich dahin überein: das Beste sei, man stecke die Stadt an vier Ecken in Brand, damit sie nicht den Croaten und Tschechen in die Hände falle.

9.

Eine weiße Fahne.

29. October.

Die Nacht verbrachte ich bei einem befreundeten jungen Arzte, dem das Spital am Fuße der Rothenthurmbastei anvertraut ist. Er hat hier den Verwundeten den ersten Verband anzulegen und sie dann in bereit stehenden Tragbahren in das größere, sicher gelegene Spital auf der Hauptmauth zu senden. Eine Schmiede ist in einer Grotte der Rothenthurmbasteimauer zum Spital umgewandelt; die Schmiedeknechte, welche sonst gewohnt waren, hier den Hammer zu schwingen, daß die Funken umherflogen, darunter ein riesiger Schwabe, den die Wanderschaft nach Wien geführt hatte, sind als Spitaldiener zurückgeblieben. Im dunkeln Hintergrunde der Grotte lag ein kleiner Berg von sorgsam aufgeschichteten Hufeisen. Der Be-

sitzer der Schmiede wohnte in der Nähe, in einem der hohen Häuser, welche weit über die Bastei hinwegragen und die Aussicht auf die Leopoldstadt bieten. Nachdem wir eine Zeitlang auf der Bastei den furchtbar prächtigen Anblick der brennenden Vorstadt genossen, führte mich mein Freund in die Wohnung des Schmiedebesitzers. Es war bereits nach zehn Uhr und zögernden Schrittes folgte ich dem jungen Arzte durch die Vorzimmer der eleganten Wohnung des Wiener Schmiedes. Wie erstaunte ich aber, als wir ganz unbefangen von einer Dame empfangen wurden. Es war die Tochter des Schmiedes, welche noch allein wach war, da der Vater — die Mutter war todt — sich bereits zur Ruhe begeben hatte und der Bruder unter den Waffen stand. Sie hieß uns niedersetzen, nahm an unserer Seite Platz und begann zu meiner nicht geringen Verwunderung ein ernstes Gespräch, das sich bald um fast abstrakt philosophische Gegenstände drehte. Die artigen Reden meines Freundes rührten sie wenig, und wunderbar war es anzuhören, wie sie durch dieselben hin und wieder, den Kopf fortwährend in die Hand gestützt, zu irgend einer ruhigen, ernsthaft hingeworfenen, höchst naiven Aeußerung veranlaßt wurde, worauf sie dann gewöhnlich den Faden des früheren Ge-

sprächs sofort wieder aufnahm. Als der Freund sich darüber beklagte, daß der Arzt für die Reize schöner Leidenden nicht blind sei, schilderte sie uns den seltsamen Eindruck, den es auf die entkleideten Frauen mache, daß in einem Wiener Bade ein alter berühmter blinder Badearzt frei unter ihnen umhergehe.

Das Mädchen kannte nicht allein unsere Dichter, sie hatte Feuerbach gelesen und war sogar mit den communistischen Systemen vertraut. Welcher Unterschied aber zwischen dieser österreichischen Schmiedstochter und unsern Berliner Emancipirten! — Sie hatte beschlossen, da man stündlich einen neuen Angriff auf die Stadt fürchtete, bei ihren Büchern wach zu bleiben, und lud uns ein, wenn es uns gefiele, während der Nacht nochmals zu ihr heraufzukommen, eine Erlaubniß, von der wir keinen Gebrauch machten, da unser Schlaf auf dem Strohlager im Spital nur ein- oder zweimal durch einzelne Kanonenschüsse, welche in der gewölbten Schmiede furchtbar wiederhallten, unterbrochen wurde.

Am Morgen standen wir alle, der Doctor, die Schmiedeknechte und ich, ganz behaglich vor unserem Spitale und schauten auf das muntere Treiben, das sich bereits auf der Gasse zeigte. Es ist Sonntag, die

Kirchenglocken läuten zwar nicht, denn sie dürfen nur Sturm läuten, aber ein Reiter, der mit der weißen Friedensfahne an uns vorbeisprengte, schien eine Sabbathstille ganz eigener Art in den Straßen zu verbreiten. Und hier muß ich wieder einen der kleinen Züge aus dem Leben aufzeichnen, welche dem, der Zeuge derselben gewesen, sich tief einprägen. Das Wetter war hell und freundlich, die Straßen schienen ruhig und sicher, und so sah man besonders viele Frauen aus den niederen Ständen in ihren Sonntagskleidern. Unter anderen kam denn auch in jener zimperlich anständigen Haltung, wie man sie bei den Matronen der niederen Stände kennt, ein kleines Weib daher, das, eine schon bejahrte Lenore, ihren Gatten suchte. Er war Mühlknappe und hatte versprochen, allerspätestens in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag, wo die Knechte aller Orten Deutschlands oft meilenweit durch Feld und Gebirg in die niederen Hütten zu ihren Weibern und Kindern wandern, sie zu besuchen. Bis dahin hatte sie ruhig ausgeharrt, obgleich sie schon früher durch das Gerücht, die Mühlen, in denen ihr Mann diente, seien bei einem Vorpostengefechte in Brand gesteckt worden, beunruhigt war. Als er in dieser Nacht nicht gekommen war, hatte sie sich aufgemacht,

nach ihm zu forschen. „Ich bitt'," sagte sie zu uns in höflichem, erzählenden Tone, der dem, welcher dem Volke nicht ins Herz zu blicken versteht, leicht als ein Zeichen von Gleichgültigkeit hätte erscheinen können, „Ich bitt', was ist denn wohl aus meinem Manne geworden? Er diente in der — Mühlen, und hat nir wieder von sich hören lassen." Wir zuckten mitleidig die Achseln und mir sagte Jemand ins Ohr: die Knappen in jener Mühle seien, weil sie dieselbe muthig auf ihre Weise vertheidigt hätten, vom Feinde sämmtlich niedergemacht worden. „Ja, da muß i halt weiter fragen," sagte die Frau des Mühlknappen, nahm ihr kleines Umschlagetüchlein sittsam über der Brust zusammen und ging. Ich sah ihr nach; sie stand bald wieder bei einem Nationalgardisten still und richtete dieselben Fragen an ihn, bekam aber auch von ihm keine befriedigende Antwort. Und so ging sie weiter, jeden Augenblick still stehend und Jemand anredend.

»Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Sie frug nach allen Namen,
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen so da kamen.«

Aber die sittsame österreichische Lenore zerraufte nicht ihr Rabenhaar, sie ging gewiß zuletzt still zu

ihren Kindern nach Hause, legte ihr Umschlagtüchlein ab, und war sicherlich am Montag um dieselbe Zeit schon wieder an der Arbeit.

Trotz dem, daß an diesem Sonntage die Glocken nicht läuten, drängte sich doch, während die Kinder dieser Welt in den Vorstädten mit den Töchtern der Erde spazieren gingen, in die Stephanskirche viel Volks, und in den hohen Hallen wurde viel und inbrünstig gebetet. Mehr oder weniger war dies alle Tage während der Revolution der Fall. Die katholischen Kirchen sind ja immer wie öffentliche Märkte, auf denen das Volk stündlich ab- und zugeht, um seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen, während die in der Woche verschlossenen protestantischen Kirchen einen mehr häuslichen Charakter haben und noch stillen, haushälterischen Vorrathskammern der Andacht gleichen.

Nachmittags war ich einige Zeit in Mariahilf. Die Hauptstraße war mit Barrikaden übersäet, zwischen denen es von Spaziergängern wimmelte. Es fällt ein Kanonenschuß, worauf Nationalgarden und Spaziergänger sich in bunten Reihen langsam nach dem Glacis zu bewegen. Zwei Nationalgardisten, welche in der Mitte der Straße gingen, hatten einen unbedeu-

tenden Wortwechsel mit einander; plötzlich legt der eine an, um den anderen niederzuschießen. Er verfehlt ihn, und ein Knabe, der vor dem Hause seiner Eltern steht, liegt getroffen am Boden. Alle Umstehenden schienen zu fühlen, wie hohe Zeit es sei, die Waffen niederzulegen. Als ich auf den Stephansplatz zurückkam, verkündigte ein Reiter, der von vielen für den Oberkommandanten gehalten wurde, aber wohl nur einer von dessen nächsten Untergebenen war, daß die Ungarn ganz nahe seien. Bald darauf wird wieder ein Mensch verfolgt wie gehetztes Wild. „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ ruft man. Er hat gesagt, das sei alles nicht wahr, was der Reiter gesagt. Der ungläubige Thomas wird arretirt, nachdem es gelungen ist, ihn der Lynchjustiz zu entziehen.

Der Tag blieb schön bis am Abend, wo ich mich wieder auf die Rothenthurmbastei begab. In der Dämmerung richtete man droben eben die Kanonen auf das für den Feind sehr wichtige Stierböck'sche Kaffeehaus in der Leopoldstadt. Man erwartet wieder einen Angriff, denn Niemand weiß, auf wie lange Waffenstillstand geschlossen sei. Unten am Thore aber standen die National- und Mobilgarden aufgestellt, heiter und lustig, obgleich jeden Augenblick eine

Bombe aus der Leopoldstadt mitten unter sie fliegen konnte. Nur die Knaben von vierzehn bis sechzehn Jahren, die sich theils freiwillig hatten einreihen lassen, theils von den Arbeitern zum Dienste gepreßt waren, standen da und weinten. Sie klagten, daß sie von den Arbeitern schlecht und geringschätzig behandelt würden. Sie seien so gut Soldaten als die Männer; wenn es ins Feuer gehe, so seien sie nie zu klein. Sie trügen ja mit Freuden das Gewehr, fürchten sich auch gar nicht vor dem Feind, sie wollen nur gut und kameradschaftlich behandelt sein. Ein alter Mann in ihrer Compagnie, gegen den diese Reden besonders gerichtet waren, hieß sie in rauhen Worten ruhig sein und drohte ihnen sogar. Da brach einer der jungen Soldaten, bei dem ein knabenhaftes Ehrgefühl besonders lebhaft war, in einen wahren Strom von Thränen aus und eilte zum Hauptmann, um sich mit nassen Augen zu beklagen. Der Hauptmann hörte ihm Anfangs zu, bald aber wurde seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand gelenkt. Ein Bursche, der zu den übergegangenen Grenadieren gehörte, beruhigte den Knaben, indem er die Vermittelung zwischen den beiden verschiedenen Altersstufen übernahm, zu der er durch sein eigenes Alter wohl berufen war.

Mir sagte der Grenadier, die Knaben hätten ganz recht, und es sei empörend, daß sie noch dazu schlecht behandelt würden von denen, die sie zuweilen zuerst ins Feuer jagten. Sie seien überhaupt besser zu gebrauchen als die Alten; diese kommen beim Marschiren oft nicht recht fort u. s. w. — So stand man dort im Vollmondsscheine, als ich mich nach Hause begab.

10.

Auf der Universität.

30. October.

Heute war ich wieder einmal im Studentencomité. Auch Robert Blum und Jellinek befanden sich dort, und die wichtigsten Dinge wurden daselbst verhandelt. Der Reichstag, noch mehr aber der Gemeinderat, hat allen Einfluß verloren, und das bewaffnete Proletariat will nur noch auf die Studenten hören.

In der Mitte des Universitätshofes stand eine Schaar von Sensenmännern; sie hatten die Sensen jeder neben dem Fuße zur Linken niedergestellt, so daß die scharfen Schneiden nach außen gerichtet waren; ein äußerst kriegerischer wilder Anblick, der mir recht lebendig vor Augen führte, wie das Wildwasser der volksthümlichen Bestrebungen, welches

seit dem Wolkenbruche im März in Oesterreich noch immer nach seinem Strombeete sucht, sich endlich nach der Universität gezogen hat, wo es, wie Lachen nach einem Schlagregen in der Mitte eines Bauernhofes, noch immer umhersteht.

Eine Anzahl Weiber haben von den Studenten auf ihr Bitten Waffen erhalten und sogar die Erlaubniß bekommen, am Eingange des Universitätshofes Wache zu stehen. Es ist Gesetz, daß kein Unbewaffneter eintreten darf. So fiel mir denn heute, als ich auf die Universität wollte, eine häßliche Alte mit dem Ausruf: „haben Sie Waffen?“ fast in die Arme. Sie hatte die Pistole übersehen, die ich im Gürtel trug und die mir überall, selbst in den Vorstädten und auf den Basteien, freien Zutritt verschafft hatte. Ich lüftete den Kolben etwas, indem ich mit der Rechten darauf deutete, ohne mich in mündliche Unterhandlungen einzulassen. Das Weib bückte sich, um meine Waffe zu sehen, fast mit der Nase darauf, auf der sie eine große Hornbrille geklemmt trug, wie sie in meiner Heimath die älteren Bauernfrauen tragen, wenn sie Sonntags in der Kirche aus dem Gesangbuche singen.

In den Hallen und Vorsälen des geräumigen

Universitätsgebäudes stehen zahlreiche Wachen. Ich steige eine Treppe hinan, auf der es ziemlich finster ist, wie denn überhaupt das ganze Haus, das in diesem Jahre eine so eigenthümliche Bedeutung erhalten hat, mehr Aehnlichkeit mit unsern alten deutschen winkligen Schulen und Gymnasien hat, als mit den Universitätsgebäuden, wie sie sich in neuerer Zeit an so vielen Orten im übrigen Deutschland erhoben haben. Indem wir nun hier im ersten Stockwerk den langen schmalen Gang entlang gehen, macht es einen eigenthümlichen Eindruck, über einem Zimmer geschrieben zu sehen: „K. K. Convikts-Kanzlei.“ Dasselbe scheint verschlossen zu seyn; es wird nicht, wie die übrigen Säle dieses Hauses, zu modernen Zwecken benutzt, auch steht keine Wache davor. Wer denkt auch jetzt an's Convikt, wo der Student als akademischer Legionär seine Löhnung ausgezahlt erhält, wie während der langen Ferien im dreißigjährigen Kriege!

Nicht weit davon ist eine andere Thüre; daran steht mit Kohle geschrieben: Studentencomité. Um diese Thüre drängt sich Alles und will hinein. Unter den Wartenden sehen wir einige Bürger. Sie haben

in der Stadt einen Menschen gefangen, der ihnen durch Aeußerungen verdächtig wurde, von dem sie aber selbst noch nicht wissen, ob sie ihn für einen Spion oder ganz im Allgemeinen für einen Schwarzgelben erklären sollen. Dagegen sind sie sicher in dem Wunsche einig, ihn hängen zu sehen. Indem sie ihn jeder bei einer Hand gefaßt haben, suchen sie sich mit ihm durch die Menge Bahn zu brechen und rufen zuweilen: „A Schwarzgelber! a Schwarzgelber!“ Aber selbst dieser Ruf macht ihnen nur langsam den Weg frei, sie werden lange mit ihrem Opfer, das sie an der Hand führen, hin und her gequetscht, bis sie sich im ersehnten Studentencomité befinden, wo dann der Arrestant alsbald freigelassen und nach Hause geschickt wird. Unter vielen, gewiß von Herzen kommenden Bücklingen gegen die Studenten eilt er zur Thür hinaus.

Etwas abseits von denen, welche sich draußen nach der Thüre drängen, stehen vier Frauen in Trauerkleidung. Vielleicht könnten diese seltsamen Gestalten sich am ersten noch Platz machen; allein die vier wollen sich nicht in das Gedränge begeben, und man sieht es ihnen an, sie denken: wir können warten. Sie mögen

daheim in ihrer kleinen Wirthschaft nicht nöthig sein und haben ohne Zweifel den Schlüssel ihrer Wohnung in der Tasche. Gewiß ist es eine Mutter mit ihren erwachsenen Töchtern, denen der Vater gestorben ist. Sie stehen still in einer Fensternische beisammen. Die Mutter mag eine Vierzigerin sein, die Töchter sind nicht schön; was wollen sie von den Studenten?

Ich war bereits eine geraume Weile im Comitézimmer, als die vier schwarzen Frauenzimmer endlich auch eintraten. Ohne gerade schüchtern zu erscheinen, hielten sie sich doch am Eingange des kleinen Zimmers, in der Nähe der Thüre, wo sie alsbald einen vorbeigehenden Studenten umringten und leise mit ihm sprachen. Ich trat hinzu und lauschte. Die vier Schwarzgekleideten baten um Waffen. Der Student erwiderte: es könnten an Frauen nur Karabiner ausgetheilt werden, und deren seien keine mehr vorhanden. Die Mutter und die älteste Tochter zischelten dem Musensohne so viel in's Ohr und die beiden jüngsten betrachteten während dem so neugierig und betasteten so täppisch einige in der Ecke stehende Waffen, daß mir angst und bange wurde vor diesen

Weibern, auf deren Antlitz sich keineswegs ein besonders tiefer Schmerz ausgeprägt hatte, in deren Herzen aber wohl vollkommener Lebensüberdruß Platz gewonnen haben mußte.

11.

Auf dem Stephansthurme.

31. October.

Gestern fand ein Treffen zwischen den kaiserlichen Truppen und den Ungarn statt, und das Gerücht, die Ungarn werden nun bald vor Wien stehen, das fast einen Tag um den andern aufgetaucht war, verbreitete sich nochmals. — Heute, wo gegen Abend die Truppen in die Stadt einzogen, war ich eine Zeitlang auf dem Stephansthurme. Hier befand sich das wichtige Observatorium, das an diesem Tage ganz allein unter den Befehlen des Studentencomités stand. So bestand denn auch, wie überhaupt während der ganzen October-Revolution der Fall gewesen war, das Personal hauptsächlich aus Mitgliedern der akademischen Legion. Durch die vortrefflichen Fernröhre sahen wir ganz genau die Bewegungen des Feindes. Nie-

mals werde ich den Croaten vergessen, dessen kriegerische Gestalt mir zufällig recht deutlich ins Gesichtsfeld trat. Es war, als sähe man in diesem einzelnen, auf seinem Posten stehenden Soldaten den personificirten Krieg.

Die Studenten auf dem Thurme glaubten an diesem Tage nochmals, als sich in der Gegend der ungarischen Landstraße etwas regte, die Ungarn zur Befreiung der Stadt heranrücken zu sehen, obgleich Jedermann wußte, daß sie Tags zuvor von Windischgrätz und Jellachich geschlagen worden waren. Es klärte sich bald auf, daß gerade von jener Straße her noch neue Truppen sich der Stadt zu bewegten. Jetzt war der Muth der Studenten gebrochen und der Akademiker, der die Beobachtungen geleitet hatte, zog sich in das Thürmerstübchen zurück und stützte traurig den Kopf in die Hand.

Ich war mit Auerbach auf dem Thurme umhergeklettert; als wir dort durch das Pfeifen der Kugeln vertrieben wurden, zogen wir uns ebenfalls in das Thürmerstübchen zurück, das jetzt wie eine Studentenkneipe in Jena oder Halle aussah. Es war Mittag und etwas Brod und Wein stand auf dem Tische. Die Studenten nöthigten uns zu essen, die Flasche kreiste

fleißig am kleinen Tische, und so nahmen wir Theil an einem frugalen Mittagsmahle, das man wohl die Henkersmahlzeit der akademischen Legion nennen könnte. Da trat Jemand ins Zimmer mit den Worten: „Ach Gott, eben sah ich wieder den ersten Polizeisoldaten über den Stephansplatz gehen!“ — „Siehst du nicht etwa auch den Metternich wieder kommen?“ fragte der Student, welcher sich so schwer von dem Glauben an das Nahen der Ungarn hatte trennen können, in komisch melancholischem Tone.

Als ich gegen vier Uhr Nachmittags in meine Wohnung zurückkam, erschien alsbald die Wirthin, welche Morgens mir verkündigt hatte, daß jeder Waffenfähige heute bewaffnet erscheinen müsse, bei mir auf dem Zimmer und verkündete mit freudestrahlendem Angesichte, die Truppen würden sogleich einrükken, und zwar durch unsere Straße. „Ich komme dann zu Ihna und winke mit dem weißen Tücherl aus dem Fenster. Die Leute sagen, so müsse man es machen, wenn die Soldaten kommen.“

12.

Belagerungszustand.

Die Kanonen, diese ultima ratio regum, sind aus den Händen blutjunger Studenten in die der Croaten und anderer dunkeln Nationalitäten übergegangen — die Geschichte Oesterreichs geht wieder schweigend ihren ernsten Gang mitten durch dieses Gemisch von fremden Zungen hindurch. Das Straßenpflaster in der Hauptstadt ist schon wieder fest und verläßlich, der verhängnißvolle eiserne Laternenpfahl ist ausgerodet wie ein Baum im Walde bei nächtlicher Weile. Gutmüthig lächelt uns die Militärherrschaft aus den Augen dieser Croaten an, welche uns auf den Straßen erzählen, sie möchten so gern zu ihren Weibern und Kindern zurückkehren, aber sie würden nur erschossen, wenn sie sich ent-

fernten. Es sind dieß die Bettelmönche der Soldaten. Wie es ihnen verboten sei zu nehmen, so eröffnen sie uns zutraulich, so betteln sie. Und die Schwarzgelben geben ihnen mit Andacht. „Ach, entschuldigen Sie — fragt dort ein altes Mütterchen einen besonders dumm und unsauber aussehenden Soldaten, der von Kindern und Ammen neugierig betrachtet wird — sind Sie nicht ein Croat?“ Und da er mit dem Kopfe nickt, legt sie einen Kreuzer in seine Hand und geht dann mit verklärtem Angesicht, als hätte sie ihn in den Gotteskasten geworfen, weiter. Dahin haben es die Wühler gebracht, daß man hier diese Soldaten als unsere Retter verehrt und mit Recht verehrt. Militärherrschaft: wißt ihr was das heißt im übrigen Deutschland? Laßt euch warnen da „draußen,“ wie man hier sagt, umgeht sie wie einen tiefen See, schließt vor ihr die Thüren, bleibt da heim und seid still, wenn ihr sie kommen, hört wie, bei Regen und Gewitter, denn mit ihr kämpfen könnt ihr nicht. Hättet ihr neulich auf dem Stephansplatze die große Blutlache gesehen! Es war so gar junges Blut von einem Studenten, der sich so gern gerettet hätte, als man ihn, der eben aus dem Café français trat, verhaften wollte, und der deßhalb niederge-

schlagen wurde. Und darüber wehte vom Stephansthurme die weiße Fahne.

Am Mittwoch wurde es mit dem Abgeben der Waffen Ernst. Aus vielen Häusern hatte man sie während der Nacht zum Fenster hinausgeworfen, und so lagen sie am andern Morgen auf den Straßen, ein schreckliches Zeichen, daß die Stadt besiegt sei. Sie wurden von Soldaten gesammelt und zunächst in Haufen zusammengelegt, dann auf zweispännige Wagen geladen, welche furchtbar klirrten und unter denen das Straßenpflaster erbebte, wie sie langsam den Waffendepots zufuhren. Man sagt übrigens, in den Vorstädten seien viele Waffen von den Nationalgarden vergraben worden. So kann es uns denn auch nicht wundern, wenn dunkle, unheimliche Gerüchte von nächtlich aufgehobenen Clubs und geheimen Zusammenkünften jetzt von Zeit zu Zeit laut werden.

Was sonst in den ersten Tagen nach dem Einzuge der Truppen geschah, war natürlich keineswegs erfreulicher Art. Damals war's, wo Croaten oder Tschechen, welche nicht stehlen, aber doch bei Gelegenheit die Taschen nach Munition durchsuchen durften, unter dem Ruf: Pulver! Pulver! sich mit Uhren und Geldbörsen davon machten. Am schlimmsten erging es den

Studenten. Man hat in den kalten Nächten gesehen, wie sie zu Dutzenden frierend auf elenden Leiterwagen saßen, in dünnen Röcken und theilweise noch mit Kalabreserhüten, während die militärische Bedeckung, welche sie ins Gefängniß geleitete, in dicke, warme Soldatenmäntel gehüllt, zu beiden Seiten nebenher ritt.

Wie oft hatte mich während der Revolution der Volksgesang erfreut, namentlich die steierischen Klänge, wie sie besonders schön in mancher Nacht hinter der schwarzgelben Barrikade aus einem Seitengäßchen am Stephansplatze her erschollen! Und der Gesang trieb seine Blüten auch während der angehenden Militärherrschaft noch fort. Am liebsten lauschte ich unter den fremdredenden Nationalitäten, den Galiziern, deren Weisen etwas seltsam Ergreifendes haben. Ich traf Tschechen, wie sie um ein Feuer saßen und nach einer bei ihnen sehr gewöhnlichen Melodie Verse sangen, die ihnen der Unteroffizier aus einem kleinen zerlesenen Liederbuche vorsagte. So zitterten hier an dem Wachfeuer der böhmischen Krieger jetzt noch die Prager Junibewegungen nach. Nachdem in Prag die Swornostpartei besiegt war, hatte Fürst Windischgrätz viele junge Leute, welche dazu gehörten, unter das

Militär gesteckt, und so kann man sich nicht wundern, wenn zu Anfang Novembers auf den Plätzen der Stadt Wien das Lied von Kurandovi und das berühmte Schuselka nam pise erschallten. — Schön und lieblich klang dem deutschen Ohre der Gesang der Deutschböhmen, wenn gleich der Text ihrer Lieder oft nur gewöhnliche Scherze enthält und ihre Aussprache nicht besser ist als die in den südlichen Provinzen des Kaiserstaates. Den tiefsten Eindruck machte es aber auf mich, als ich eines Abends spät einen Grenadier, der einsam vor mir über die Straße ging, im reinsten Deutsch, wie ich es seit lange nicht gehört, mit voller klangreicher Stimme den ersten Vers des Liedes: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht" singen hörte. Welches Schicksal hatte ihn, dessen Sprache offenbar den gebildeten Norddeutschen verrieth, in das österreichische Kasernenleben verschlagen? Und wo weilte sie, vielleicht droben in Holstein, in Hannover oder Braunschweig, von der er sang, als er eben in eine Seitengasse der Kaiserstadt einbog:

»Schlaf wohl in deinem Kämmerlein
Und denk in deinem Herzen mein.«

Ich schließe hier diese flüchtigen Skizzen, da es mich nicht darnach verlangt, die Leser zu den zahlrei-

chen Hinrichtungen zu führen, von denen wir leider in den folgenden Tagen Zeugen sein mußten. Bereits geht in Wien Alles wieder den gewohnten Gang. In den öffentlichen Gebäuden kommen die wohlbeleibten, stattlichen k. k. Portiers wieder zum Vorschein, die in ihre winterlichen Pelze gehüllt, mit den großen silberbeschlagenen Stäben auf und ab schreiten, und das Volk, das sich hinzudrängt, hart anfahren. Auch sieht man schon, wie Schwalben, die einen neuen Frühling verkünden, die ersten vornehmen Equipagen durch die Straßen fliegen. — An der Spitalschmiede, von der ich oben erzählte, ging ich heute vorbei. Es wurde fleißig gehämmert, ein glühendes Hufeisen lag auf dem Ambos und die Funken flogen lustig bis in die entferntesten Winkel des ehemaligen Spitals.

13.

Hinrichtungen.

16. November.

Nach langen Regentagen, welche uns die Zeit der Militärherrschaft brachte, heute der erste schöne Tag in Oesterreich, mit blauem Himmel und weißen durchsichtigen Wolken am Horizonte. An diesem Morgen wurde Messenhauser, den die Wogen der Revolution höher als irgend einen andern über das Privatleben emporgehoben hatten, im Stadtgraben zwischen dem Fischer- und Schottenthore erschossen. Ich ging denn auch hinaus, wenn auch etwas spät, da mich weniger darnach verlangte die Execution, als Volk und Militär bei dieser Gelegenheit zu sehen. Als ich in der Nähe des Fischerthores war, bog von der entgegengesetzten Seite her um die Mauern der Bastei bereits der Leiterwagen, der die Leiche holen

sollte. Das Volk, das so bereitwillig den Befehlen dieses Mannes gehorcht und so gern seine Placate gelesen hatte, schaute jetzt gedankenlos und stumpfsinnig zu, wie die Leiche hier auf den Wagen geladen wurde. Man erzählte sich gestern, daß Messenhauser die letzten drei Tage vor seinem Tode „ausgestellt“ sei, „nach altem Brauch in Oesterreich,“ d. h. es kann den Verurtheilten sehen, mit Ausnahme des allerletzten Tages (wo es seiner Erlaubniß bedarf), jeder, wer es verlangt; am Eingange steht ein Teller, auf den die Neugierigen etwas Geld für Seelenmessen legen, und dabei gibt man ihm auf Staatskosten zu essen und zu trinken, was er will. An Neugierigen fehlte es auch bei der Hinrichtung nicht: sie standen vom Schottenthore bis zum Fischerthore die Bastei entlang. Unten im Stadtgraben hielt der Leiterwagen, von einigen Offizieren und den müßig und zerstreut umherstehenden Jägern umgeben, noch immer, während in einiger Entfernung vor der Alservorstadt sich ein Trupp Reiter in Bewegung setzte, von dem man Anfangs, da er immer dem Laufe der Chaussén folgte, nicht wußte, was er wollte, der aber dann in der Nähe des Richtplatzes von der Straße ab in den Stadtgraben hineinsprengte. Von diesem Trupp Reiter begleitet, setzt

sich jetzt der elende Leiterwagen in Bewegung, fährt, immer die breitesten Straßen aufsuchend, auf mannichfachen Kreuz= und Querwegen über die Promenade nach der Alservorstadt zu, wo sich die Leiche nun im Josephinum befindet. Wie der Wagen uns aus dem Gesichte verschwindet, hat auch bereits das Volk auf der Bastei sich verlaufen, und man sieht nach allen Seiten hin nichts weiter vor sich, als exercirende Soldaten, dazwischen einige Spaziergänger und in einiger Ferne hinter den Vorstädten die prächtigen hohen Donau=Ufer.

Auch Robert Blum, „ein Mann aus Deutschland," wie die Soldaten sagen, ist in Oesterreich für seine Sache zum Märtyrer geworden. Wenn der Frühling kommt, und besonders, wenn die blauen Märzblumen blühen, wird die österreichische Jugend sein Grab aufsuchen und daran von Deutschland träumen und vom deutschen Parlamente, welches dann vielleicht schon, ach, wer weiß wie weit von ihr liegen wird.

14.

Schluß.

23. December.

So bricht denn auch das stille Weihnachtsfest über der Militärherrschaft herein. Ringsum hinter den Basteien blinken Kanonen hervor, während die Bewohner der Stadt sich allmählich wieder mit dem Militär vertraut gemacht haben. In jenem alten Bureaustyl, welchen der österreichische Beamte auch auf die Umgangssprache überträgt und nach dem die einzelnen Bürgerfamilien sich als Parteien gegenüberstehen, hörte ich nach den Oktobertagen einen alten Kanzelisten zu einem Offizier sagen: „Die Parteien sind ganz zufrieden mit ihren Einquartierungen, sie kochen ihnen Knödel und sind guter Dinge." Allmählich nun hat auf den Straßen das Bivouakiren nachgelassen. In der Leopoldstadt loderte zuletzt nur noch ein einziges Wachtfeuer, und jetzt, glaube ich, ist auch dieses verschwunden. Wüßten wir nicht, wo die Croaten, Tschechen und Deutschböhmen geblieben sind, welche sonst auf allen freien Plätzen der Stadt

umherstanden und ihre Volkslieder sangen, so würde uns das „Vademecum nach Ungarn," ein Handbuch für Soldaten, die nach Ungarn marschiren, das wir an den Fenstern der Buchhandlungen stehen sehen, auf die richtige Spur lenken. Möge es der Armee dort an Allem was das Vademecum von dem ungarischen Bauer sie fordern lehren will, möge es ihr an Brod, Fleisch und Wein in Ungarn nicht fehlen! Ich gehöre nicht zu denen, welche die letzten Hoffnungen für die Freiheit auf jene herbstlichen Regenschauer setzten, die nach den Oktobertagen hereinbrachen und den Boden der ungarischen Heiden sumpfig und für das Eindringen des österreichischen Heeres schwierig machten. Die Freiheitspartei in Oesterreich, d. h. die deutsche, möchte wo möglich noch jetzt ihre Hoffnung auf die Ungarn setzen. Auch träumt man wohl noch immer von neuen Revolutionen. „Das Lagerbier ist heuer schlecht gerathen, das Märzbier soll desto besser werden," sagt mancher Oesterreicher.

Sieht man nun keine Bivouaks mehr auf den Straßen, so will sich doch auch die ehemalige Heiterkeit des Wiener Volkslebens noch nicht wieder zeigen. Die schönen Zeiten, wo eines Tags eine Anzahl zerlumpter

Arbeiter von ihrem Arbeitsplatze in die Stadt kamen und erklärten: sie fürchteten sich vor den Proletariern, welche allerdings damals einen Aufstand beabsichtigten, diese schönen Zeiten voll Uebermuths sind vorbei. Zwischen den ehemaligen Arbeitern und den Proletariern ist heute kein Unterschied mehr, und alle umstehen im großen Halbkreise das Gebäude, in dem sich das Arbeitsnachweiseamt befindet. Dicht gedrängt stehen sie dort alle umher, auch viele schnatternde Weiber befinden sich in dem Haufen, aus dessen Mitte der Tschako und das Bajonnet des hier als Wache aufgestellten Soldaten hervorragt. Wenn nun in dem Belagerungszustande, wie er jetzt ist, auch nicht mehr jene Mannichfaltigkeit des Volkslebens gedeiht wie früher, so reift doch unter seinem Schutze allmählich die Kritik der früheren Zustände heran, und eine, wenn auch nicht gerade sehr geistvolle, so doch gewiß wahre und treffende Satire wagt sich selbst bereits an die uns noch so nahe Oktober-Revolution: ich denke hierbei besonders an eine Reihe von Bildern, die an den Kunstläden aushängen. Eines derselben, mit der Unterschrift: „Eine Flotte von zweifelhaftem Ruf,“ stellt eine Ausruferin dar, welche ein Placat mit dem Titel: „Dreißig Dampfschiffe aus Ungarn,“ ausbietet. Ein

anderes stellt einen Legionär auf dem Stephansthurme dar, der das Fernglas nach Ungarn gerichtet hält. Hier lautet die Unterschrift: „Ich sehe noch immer keine Ungarn.“ Etwas zu boshaft ist „der Legionär am 31. October.“ Durchaus als Zeichnungen nach dem Leben können dagegen gelten: ein Legionär im Harnisch, ein Mobilgarde (mit der Cigarre) und bewaffnete Proletarier (sie tragen Stutzen im Arm und am Hute Zweige). Ihnen gegenüber ein Gränzer, dessen halb bäuerische, halb soldatische Züge durch und durch charakteristisch sind. Eben so sehr ist der Sereschaner getroffen, bei dem freilich das Charakteristische sehr leicht zu treffen war, da es einfach in dem kriegerischen Ausdruck des Auges und zudem in dem Vorrath von Dolchen und Pistolen besteht, die er im Gürtel trägt. Das ist der Student des Banus von Croatien, welchen dieser, wie er einst, bevor die Stadt genommen war, zu einer Deputation des Gemeinderathes von seiner Sereschaner-Leibwache sagte, nach Wien auf die Aula führen wollte! Er hat Wort gehalten, und alle diese Bilder werden einst für die Geschichte unserer Zeit nicht ohne Wichtigkeit sein.

III.

Weihnachten in Ungarn.

1848.

anderes stellt einen Legionär auf dem Stephansthurme dar, der das Fernglas nach Ungarn gerichtet hält. Hier lautet die Unterschrift: „Ich sehe noch immer keine Ungarn.“ Etwas zu boshaft ist „der Legionär am 31. October.“ Durchaus als Zeichnungen nach dem Leben können dagegen gelten: ein Legionär im Harnisch, ein Mobilgarde (mit der Cigarre) und bewaffnete Proletarier (sie tragen Stangen im Arm und am Hute Zweige). Ihnen gegenüber ein Gränzer, dessen halb bäuerische, halb soldatische Züge durch und durch [illegible] sehr ist der Sereschaner getroffen, bei dem freilich das Charakteristische sehr leicht zu treffen war, da es einfach in dem kriegerischen Ausdruck des Auges und zudem in dem Vorrath von Dolchen und Pistolen besteht, die er im Gürtel trägt. Das ist der Student des Banus von Croatien, welchen dieser, wie er einst, bevor die Stadt genommen war, zu einer Deputation des Gemeinderathes von seiner Sereschaner-Leibwache sagte, nach Wien auf die Aula führen wollte! Er hat Wort gehalten, und alle diese Bilder werden einst für die Geschichte unserer Zeit nicht ohne Wichtigkeit sein.

So war es also doch noch möglich, das Weihnachtsfest an einem deutschen Herde in Ungarn zu verleben. Am Ende der Leopoldstadt, wo noch immer die Kinder zwischen dem Prater und den hohen von Kanonenkugeln gezeichneten Häusern mit Tellern und Becken auf die Vorübergehenden zulaufen, um zu betteln, weil in den Wohnungen ihrer Eltern geplündert sei, dort wandte ich mich links nach dem Bahnhofe der Nordbahn. Ein kleiner Zug stand hier (um 2 ½ Uhr Nachmittags) in Bereitschaft, auf dem eine Fahne wehte mit der Inschrift: nach Preßburg. Wir rollten bis Gänserndorf auf der Nordbahn dahin. Von dort führt eine bescheidene Bahn von einfachen Schienen, jedoch nicht ohne einen prächtigen Viaduct und einen ziemlich langen Tunnel, über Heiden und Vorberge der Karpathen, mit der Aussicht auf das reizend

gelegene Kaltenbrunn und den Kogel, nach Ungarn hinein. Mir ging die Kaiserwahl und die österreichische Frage, mit denen man sich jetzt in Frankfurt beschäftigt, im Kopfe herum, als wir da hineinfuhren, und es war mir, als hörte ich es vom deutschen Boden her über die winterliche Landschaft wie lautes Glockenläuten mir nachtönen. Wer doch jetzt in die Zukunft blicken könnte! Ich starrte lange hinaus auf das gefrorene Land. Auch du, Slovak, der du in die grobe wollene Decke gehüllt am Wege stehst, möchtest dich von Deutschland losreißen? Deinen runden Hut hast du mit bunten wollenen Schnüren umwickelt, und als der Dampfwagen zum ersten Male von Deutschland nach Ungarn hineinlenkte, warfst du mit Steinen hinter ihm her. Gott soll mich vor dem frevelhaften Wunsche bewahren, dir deine Sprache und Nationalität entzogen zu sehen; aber deutsche Lehrer könnten deinen Kindern gar nicht schaden, denn von deinen Hurban wirst du niemals menschliche Cultur achten lernen.

Was mir in Preßburg zuerst auffiel, waren auf den Straßen die neuen frisch angestrichenen schwarzgelben Schilderhäuser vom stärksten Eichenholz. Auf manchen weht noch zum Ueberflusse auf einer langen

Stange die schwarzgelbe Fahne. Diesen Schilderhäusern sieht man es an, daß sich der österreichische Soldat in Ungarn bald wieder heimisch fühlen wird, wenn auch auf einem der Plätze der Stadt Preßburg das eigenthümliche Wachthausgebäude mit seiner langen kaiserlichen Wachtstube von den Ungarn weggeräumt ist. Die Croaten waren schon jetzt auf den Straßen und Plätzen von Preßburg vollkommen zu Hause. Am Weihnachtsabende saßen sie dort um die Feuer her, zu denen sie hier wahrhaft riesige Holzknorren zusammengetragen hatten. Eine kleine Gruppe fand ich, wie sie auf einem der Plätze unter einer Menge kleiner, mit Heu beladener ungarischer Wagen versteckt saß, deren ich mehrere, die als Barrikaden benutzt waren, an beiden Seiten der Eisenbahn hatte liegen sehen. Solcher mit Heu beladener Wagen wurden noch immer mehr, theils von kleinen raschen Bauernpferden in die Stadt gezogen, theils von gewaltigen Stieren mit der breiten Stirne, über welche die nach auswärts gebogenen Hörner weit hinwegragen, in die Stadt geschoben, und es schien, daß man sie gern unabgeladen die Nacht hindurch stehen ließ, damit sie die Wachen vor dem Nachtwinde schützen konnten. Auch wurden sie wohl zum Theile tiefer nach Ungarn hinein der Armee nach-

gefahren. Wachen standen überall umher, man sah sie vor vielen Thüren im ersten, zweiten und dritten Stock der Gasthöfe, und zuweilen selbst vor den Speisesälen.

Man hatte ein wildes Leben geführt in Preßburg seit dem Herbste 1847. Jetzt sah man wenig Spuren mehr vom ungarischen Leben. Die „deutschen" Hüte, welche man in Wien trägt, finden sich auch hier zahlreich, nur daß sie niedriger sind und mit auffallenderen Schnallen versehen; sie heißen hier „ungarische" Hüte, auch wohl „ministerielle." Allmählich erst kehrt man hier zu den gewöhnlichen Trachten zurück, und ich mußte herzlich lachen, als ein alter braver Medicus, dessen ehrliche schwarzgelbe Gesinnung die ungarischen „ministeriellen" verschmäht hatte, aus der Ferne ein Calabreserhütchen nach mir schwenkte, unter dessen Schutze er zeither seine Kranken besucht hatte. Es soll übrigens in Preßburg an schwarzgelber und leider auch an deutscher Gesinnung gar kein Ueberfluß vorhanden sein. Die Ungarn, welche schwarzgelb sind, befinden sich meist in Wien und Olmütz. Ein Mitglied der siebenbürgischen Deputation, welches mit mir in Preßburg war, erzählte, daß es vor kurzem in Olmütz, als Franz Joseph einige Regimenter gemustert

hatte, von einem ungarischen Wachmeister, in dessen Nähe es stand, in magyarischer Sprache mit den Worten angeredet worden sei: „Das ist ein anderer Kaiser als Kossuth — der ist nicht der wahre!“ Ja wohl! ja wohl! entgegnete nachdenklich und feierlich in derselben Sprache der Sachse. In Preßburg waren während der letzten Zeit eigentlich nur die Schiffer deutsch und schwarzgelb. Wenn mancher ehrliche Deutsche sich von der ungarischen Romantik hat hinreißen lassen, so ist es dagegen ein Zug von wirklich großartiger poetischer Wahrheit, daß diese schlichten Leute, welche an dem majestätischen deutschen Strome ihr Leben zubringen, sich ihr zu entziehen wußten, und daß sie die Ahnung von der Mission der Deutschen im Osten im treuen Herzen bewahrten. Diese Schiffer zeigten sich träge und faul, als ihnen aufgegeben war, die Donaubrücke bei Preßburg abzubrechen und nach Pesth zu schaffen. Die Bestandtheile derselben liegen jetzt, wo auch die Eisschollen diese Brücke zerschmettern würden, am linken Donauufer aufgehäuft, neben der Stadt.

So groß war die Leidenschaft der Menschen, so groß die Naturkraft, welche sich in diesem Kampfe um die Nationalitäten zeigte, daß an dieser Stelle

eine Zeitlang das linke Donauufer voll stand von den Einwohnern der Stadt, welche heftige Worte, Verwünschungen und Drohungen über die Donau hin riesen zum rechten Ufer, wo Jellachich mit den Seinen stand. Ganz besonders soll sich durch seinen fast dämonischen Eifer ein protestantischer Geistlicher ausgezeichnet haben, dem jetzt die Militärherrschaft in Preßburg ein Kapuzinerkloster als Gefängniß angewiesen hat. Während der tschechischen Bewegung hatte er sich in Prag entschiedene Verdienste um die deutsche Sache erworben. In Preßburg soll er sich für einige Gulden täglich zum Brieföffnen haben mißbrauchen lassen, und man sagt, daß aus dem schwarzen Kabinet des geistlichen Herrn die Briefe oft mit den bloßen Fingern wieder geschlossen, an ihre Adressen gelangt seien. Er war mit in der Schlacht bei Schwechat, und soll durch eine begeisterte, fanatische Rede voll Hasses gegen das Haus Habsburg die Ungarn bewogen haben, die deutsche Gränze zu überschreiten, wie denn überhaupt im Durchschnitt die deutschen protestantischen Geistlichen in Ungarn, wahrscheinlich wegen der alten religiösen Unduldsamkeit in Oesterreich, auf Seite der Ungarn stehen, während die katholische Geistlichkeit schwarzgelb ist — ein Kapuziner don-

nerte zu Weihnachten in Preßburg von der Kanzel für das Haus Habsburg. Die Flucht von Schwechat wird als eine sehr wilde geschildert. Es war ein förmlicher Wettlauf, um Preßburg zu erreichen, und ein Hauptmann kam, noch ganz außer sich, auf das Rathhaus gestürzt, um dort seine Soldaten zu suchen, die er auf der Flucht verloren hatte.

Die ungarischen Landwehr- und Sensenmänner, welche sich vor der Schlacht bei Schwechat versammelten, glaubten zum Theil, der Kaiser sei von Windischgrätz gefangen genommen, und sie müßten ihn befreien! Indessen hatten sie sich eine bestimmte Zeit vorgesetzt, welche sie auf das wilde Kriegshandwerk verwenden wollten, und da diese verflossen war, kehrten sie zu ihren Wirthschaften zurück.

Zu den verlorenen Söhnen der deutschen Sache in Ungarn gehören auch zwei deutsche Schriftsteller: Baron v. Beyer (Rupertus) und Martini (K. Wilm). Beyer stammt aus einer märkischen Familie, besaß ein Rittergut bei Berlin und lebte, halb Junker halb Poet, mit den Berliner Dichtern Chamisso, Gaudy rc. Nachdem sein Gut in der Mark verkauft war, wurde er österreichischer Offizier, und lebte zuletzt mit der Tochter eines ungarischen Magnaten verheirathet, als

pensionirter Hauptmann auf einem anmuthigen, hochgelegenen Landsitze bei Preßburg, wo dem Hinaufsteigenden schon das entgegenschallende Wiehern muthiger Rosse ankünden konnte, daß ein ritterlicher Geist sich hierher an den Abhang der Karpathen zurückgezogen hatte. Indessen hätten wir nie gedacht, daß der oft ganz freche Berliner Witz dieses märkischen Junkers, dessen Schriften zu Anfang dieses Jahres unter dem wilden Titel: „Allerlei Rau,“ gesammelt erschienen, mit der ungarischen Romantik, die er so oft persiflirt hat, Freundschaft schließen würde. Es scheint aber, die Gelegenheit, nach Abenteuern auf den ungarischen Heiden umherzukleppern, hat den preußischen Edelmann ganz aus seiner bisherigen Bahn gelenkt. Er war mit in der Schlacht bei Schwechat, und als die Ungarn Preßburg räumten, wurde er Commandant der Festung Leopoldstadt. Sein Landsitz in Preßburg, der so freundlich auf das ihm gegenüberliegende Bahnhofsgebäude herabschaut, ist bereits confiscirt. Martini (K. Wilm) ist ein geborner Deutschböhme. Als österreichischer Offizier glühte er im Herbste vorigen Jahres in seiner Kaserne zu Pesth für deutsches Wesen und „deutsche Art.“ Sein „Stillleben eines deutschen Mannes im fremden Lande“

(Dorfgeschichten von der Militärgränze, wo er Jahre lang als Offizier stand), konnte er nicht vollenden, er mußte in letzter Zeit die Schanzen um Preßburg bauen! War denn wirklich keine Heide in Ungarn, auf der diese Männer die deutsche Fahne hätten aufpflanzen können?

Gegenüber der Indifferenz und den Verirrungen der Deutschen muß uns der nationale Eifer der Slovaken mit Bewunderung und, wenn wir an die Zukunft und an die übrigen slavischen Stämme denken, mit Besorgniß erfüllen. Sie haben in dieser Zeit natürlich viel gelitten, und Sturs Bruder, der in Modern Pfarrer ist, mußte oft die Bauern aus den Karpathen zu seinem Schutze in die Stadt rufen. Baron Jessenak stellte es in den Willen gefangener Studenten, welche gegen die Ungarn gekämpft hatten, ob sie gehangen sein oder ihre slovakische Nationalität abschwören und frei sein wollten. Sie wählten das Erstere und starben freudigen Muthes. General Simonich zog den Hut ab, als er an dem Baume vorbeiritt, an dem sie gehangen hatten. Jessenaks Güter sind jetzt confiszirt, die Rosse der kaiserlichen Soldaten wurden in die Wohnzimmer seines Schlosses getrieben, und die prächtigen Möbel

von den Offizieren den Soldaten als Brennholz für die Wachtfeuer übergeben.

Als ich nach Wien zurückkehrte, stand auf dem Güterwagen des Bahnzuges, der eben nach Ungarn abgehen sollte, wieder eine lange Reihe von Kanonen.

IV.

Eine Stadt in Mähren.

von den Offizieren den Soldaten als Brennholz für die Wachtfeuer übergeben.

Als ich nach Wien zurückkehrte, stand auf dem Güterwagen des Bahnzuges, der eben nach Ungarn abgehen sollte, wieder eine lange Reihe von Kanonen.

Wenn es die Freunde großer, mit dem Bewußtsein der Volkssouveränetät ausgestatteter politischer Versammlungen eben so sehr nach dem kleinen Kremsier, als nach der Stadt am Main zöge, wohin schöne Wege, an denen zum Theil, wie in der ehrwürdigen Wartburg, große historische Erinnerungen aus dem Waldesdunkel auftauchen, unablässig auch die Reiselust des entfernter Wohnenden locken: dann würde die kleine Postkutsche keineswegs ausreichen, welche von Hullein, einer Eisenbahnstation der Nordbahn, aus nach Kremsier fährt. Mit dem Conducteur und dem Postillion zählt sie niemals mehr als fünf Personen, und doch erhalten die beiden muthigen Rosse vor dem Wäglein, das gar bald von Hullein aus in eine stille, sumpfige Landschaft ablenkt, die Verbindung der österreichischen Volksvertreter mit

der ganzen übrigen Welt, wobei wohl darauf gerechnet ist, daß die bäuerlichen Abgeordneten zu Fuß, ihr Bündel unter dem Arme, dem Orte ihrer Bestimmung entgegenpilgern. So zog denn wirklich auch diesmal ein Bäuerlein neben der Postkutsche gen Kremsier, von dem der Conducteur sagte, daß er ein Abgeordneter sei, und ich konnte nicht unterlassen, ihm zuzurufen: „Helf Gott!“ wie man in meiner Heimath den Schnittern auf dem Felde zuruft, wenn man vorübergeht. Wie die Knechte am Samstage aller Orten wandern zu ihren Weibern und Kindern, so auch die bäuerlichen Abgeordneten, welche nicht allzuweit von Kremsier zu Hause sind.

Ich soll nun vor allen Dingen sagen, wie es in Kremsier auf Markt und Straßen aussieht. Wenn in den Städten des nahen Ungarns durch ihre Breite und durch zahlreich neben einander umherstehende Zugochsen jede Straße zum Marktplatze wird, so sind hier die Straßen nicht nur schmal, sondern auch öde und leblos. Dagegen der Markt in der Mitte der kleinen Stadt ist unverhältnißmäßig groß und bietet für ein eigenthümliches, buntes, mährisches Leben gehörig Raum, in seiner Trägheit und seinem träumerischen Hinschlendern sich auszudehnen. Und so stehen

die Menschen umher an den Seiten des Marktplatzes, dessen umgebende Häuser zum Theil mit buntfarbigen religiösen Bildern geschmückt sind, und dessen Mitte eine Säule, auf der das Muttergottesbild hoch in die Luft ragt, und ein danebenstehendes sehr breites Brunnengebäude einnimmt. Ganz besonders bunt sah es eines Morgens aus, als die Bourgeoisie von Kremsier, in rothe Hosen und warme Schafpelzjacken gekleidet, sehr zahlreich vor dem Gerichtshause unter den Hallen oder „Lauben,“ welche den ganzen Markt umziehen, umherstand, während die Landleute bereits außerhalb dieser Hallen zusammengetreten waren. Ihre Wagen standen noch weiter nach der Mitte des Marktes zu.

Einen gastlichen Eindruck macht der bischöfliche Theil von Kremsier. Namentlich gilt dies von denjenigen Zimmern des Schlosses, welche man für die Restauration ausgewählt hat. Ich glaube, es ist ein altes klösterliches Refectorium, in dem die Deputirten und Journalisten zu speisen pflegen. Die Decke des Zimmers ist gewölbt, wie man es auch in den nahen slovakischen und mährischen Städten in den Häusern der Geistlichen, in den Schulen und vielleicht in allen Gebäuden findet, welche man über den Charakter reiner

Privatwohnungen erheben und denen man gleichsam den Charakter einer gewissen Oeffentlichkeit verleihen will. Sie erhalten dadurch etwas Tempelartiges.

Der Geist der Oeffentlichkeit ist dem bischöflichen Palaste in Kremsier neuerdings in reichem Maße zu Theil geworden. Freilich sieht man es der Pracht dieses Hauses an, daß es nicht für ein Parlament gebaut ist, — für Volksvertreter genügen ja einfache große Säle mit viel Licht. Durch die vielen Vorzimmer des erzbischöflichen Palastes kriechen hannakische Bauern zu den Galerien empor, einer scheu hinter dem andern gehend auf den breiten Treppen, als stiegen sie auf einer Leiter zum Heuschober empor.

Die bäuerlichen Abgeordneten, die als schlichte Männer aus der Mitte des Volkes herausgerissen, zum Theil der deutschen Sprache nicht mächtig und durchaus ohne Bewußtsein von der Großartigkeit ihrer Stellung, auf einen erhabenen Platz geschleudert wurden, sie, die in Versammlungen von welthistorischer Bedeutung den Charakter harmloser Privatpersonen trugen, sind seit der Verlegung des Reichstages nach Kremsier mit dem Volksleben wieder völlig eins geworden. Sie wohnen bei den Bauern eines dicht bei Kremsier gelegenen Dorfes und kommen von dort re-

gelmäßig zu den Sitzungen in die Stadt, wie sonst wohl zu den Markttagen.

Wenn der österreichische Bauer einst aller seiner Lasten entwöhnt und unter den Stürmen einer großen Zeit zum Bewußtsein herangereift ist, dann wird sich der Geist dieser Völker, wie an einen Traum aus ihrer Kindheit an die hohen Hallen erinnern, in denen ihre Vertreter jetzt aus und eingehen. Sollte aber — was Gott verhüten wolle — die Freiheit in Oesterreich wieder sinken, auch dann wird er sich, wenn er wieder in der Furche hinter dem Pfluge herschreitet, noch daran erinnern, daß er einmal in diesem bischöflichen Palaste aus und einging, daß er auf roth ausgeschlagenen Stühlen hier im Lehnsaale saß, gerade als müßten nun zu ihm die Bischöfe und Ritter huldigend und zehntend kommen, und der österreichische Bauer wird sich dabei das Zeugniß geben können, daß seine Seele keusch und still und vom Hochmuthe gar fern geblieben ist.

Einer der bäuerlichen Abgeordneten, vermuthlich ein Slave, soll bei einem kurzen Aufenthalte in Wien etwas berauscht in eine Kaserne gekommen sein, um sich gegen die Ungarn anwerben zu lassen! Und in der That würde gewiß Mancher von ihnen

Oesterreich hoch zu Rosse besser vertreten, als auf den rothen Sesseln.

Vor Eröffnung der Sitzung, der ich in Kremsier beiwohnte, ließ ich mir die Häupter des Czechenthumes zeigen, das durch Riegers Rede über die Volkssouverainität die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich gezogen hatte. Es hatte sich damals mit einem Glanze umgeben, der nicht ganz natürlich zu nennen war. Ueberall mit den böhmischen Abgeordneten zusammen sah man einen stattlichen blonden Sereschaner-Offizier, zu dessen vielen Dolchen und Pistolen im Gürtel die Brille im Gesichte einen eigenthümlichen Gegensatz bildete und der überhaupt ganz wie ein deutscher Student aussah. Im Reichstage nahm er einen für hohe Gäste an der Seite des Sitzungssaales selbst bestimmten Ehrenplatz ein. Als ein Haupt der Swornost war er vor wenigen Monaten aus Prag zu Jellachich geflohen, jetzt kehrte er als Sereschaner-Offizier auf Urlaub in seine Heimath zurück. Man muß gestehen, es liegt etwas Großartiges in dem Gange, den die Ereignisse in Oesterreich genommen haben, das sich oft an dem Geschicke der Einzelnen am deutlichsten zeigt.

Als ich in der Nacht auf den Bahnhof von Hullein

zurückkehrte, fand ich ihn dort wieder. Um ihn hatte sich in ehrerbietiger Entfernung eine kleine Schaar gerade auf dem Bahnhofe anwesender slavischer Landleute gesammelt, die neugierig seinen rothen Mantel, seine Dolche und Pistolen betrachteten. Ein alter Sergeant, der ihn als Diener zu begleiten schien, erzählte der aufmerksamen Gruppe die Schicksale des jungen Sereschaner-Offiziers, und pries ihn zugleich als einen der bedeutendsten slavischen Dichter und Redner.

„Vierhundert Gulden waren auf seinen Kopf gesetzt!“ rief er den slavischen Bauern noch zu, als sein Herr bereits den Dampfwagen bestieg, der ihn nach Olmütz und Prag weiter führen sollte.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Inhalt.

Seite

An eine Dame in Frankfurt am Main . V

I.

Skizzen aus Böhmen, Ungarn, Ober- und Nieder-Oesterreich und Tyrol . . . 1

1. Böhmische Musikanten in der sächsischen Schweiz. Deutsche und österreichische Studenten. Der Wallfahrtsort Mariaschein . . . 3
2. Böhmische Scenen 23
3. Ein nationales Cassastück der böhmischen Gauner 29
4. Prager Erinnerungen. Eine schöne Rathhausuhr 37

Seite

5. Zwei brennende böhmische Dörfer. Der Zigeuner winkt nach Ungarn hinein 39
6. Das Volk im Prater. Wiener Augenweide . 42
7. Umschau in Preßburg 49
8. Der Vollmond über dem Weinberge der Matrone. Die Capuziner. Der Calvarienberg. Ungarische Christusköpfe. Eine Sage von Maria Theresia 58
9. Die Slovaken 63
10. Die Magyaren und die Zigeuner . . . 71
11. Die Deutschen und die Schulen . . . 76
12. Eine slovakische Stadt 84
13. Auf der Donau bis Pesth. Hazardspiel auf der Donau. In Pesth 89
14. Ein nationaler Aufzug im Regen. Ueber die Heide. Die fröhlichen Slovaken . . 96
15. Die kleine Dulderin aus Ulm. Der Tyroler Bacchus. Sonntagsfrühe auf der Donau. Anblick der Alpen 101
16. Die Pferde-Eisenbahn und der Handwerksbursche. Gesang österreichischer Reiter . 106
17. Der weise Schiffer von Gmunden . . 110
18. Bilder und Zeichen am Wege. Eine wandernde steiermärkische Rindviehheerde . . 116
19. Das Mittagsmahl der Knechte . . . 123

Seite

20. Das Haus einer weisen Bäuerin . . 126
21. Der Schwabacher 134
22. Baierische und österreichische Sabbathstille . 139
23. Der Hausirer von Schwatz 146
24. Ein Wirthshaus in Tyrol 149
25. Ein blauer See und ein schönes Schwesterpaar. Honoratioren und Wilddiebe . . 154

II.

Wien im October 1848 und im Belagerungszustande 163
1. Latours Tod 165
2. Umschau 172
3. Auf Markt und Straßen 176
4. Ein Abenteuer 181
5. Ein Werbezelt 187
6. Der Reichstag 191
7. Vor dem Ausbruche des Kampfes . . 198
8. Kampftage 203
9. Eine weiße Fahne 208
10. Auf der Universität 217
11. Auf dem Stephansthurme 223
12. Belagerungszustand 226
13. Hinrichtungen 232
14. Schluß 235

Seite

III.

Weihnachten in Ungarn. 1848 . . . 239

IV.

Eine Stadt in Mähren 251

Seite

III.

Weihnachten in Neapel. 1848 229

IV.

Eine Fahrt in Pästum 261

Knod

Seite

III.

Weihnachten in Neapel. 1848 229

IV.

Eine Fahrt in Sicilien 261

Knod

Seite

III.

[illegible] in [illegible] 1848. 229

IV.

Eine [illegible] in [illegible] 261

Knod

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Proehl, Heinr.

Aus dem Kaiserstaat Schilderungen aus dem Volksleben in Ungarn, Böhmen, Mä
hren, Oberösterreich, Tyrol u. Wien

Wien 1849

Austr. 3753
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10010940-8